Ronneburger Mysterien.

Humoristischer Roman

von

Graf Ulrich Baudissin.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1869.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Erstes Capitel.

Schloß Ronneburg.

Die Anhöhe, auf deren flachem Gipfel sich das Schloß Ronneburg erhebt, gleicht gewissermaßen einem Januskopfe. Das eine Gesicht sieht genau gen Osten, das andere genau gen Westen. Gen Norden und Süden ist Alles Bart und Haar — ich meine Gestrüpp und Wald. Die zwei Gesichter sind unter sich sehr verschieden, denn nach Osten zu senkt sich das Terrain mit freundlicher Miene in sanft geneigten, mit weitläufigen Garten- und Parkanlagen gezierten Abhängen in ein liebliches Thal, wogegen es nach Westen zu mit einer dräuenden Grimasse jählings in eine tief einschneidende Rinne abfällt, welche die Anhöhe von einem hohen und steilen Hügel trennt. Von der Rinne — in diesen Gegenden auch Rönne oder Ronne genannt — mag das Schloß seinen Namen entlehnt haben. Es führt ein Fahrweg hindurch, der einerseits nach

der Anhöhe, anderseits nach ihrem Nachbar, dem steilen Hügel, abzweigt.

Das Schloß ist in einem düsteren schwerfälligen Stil erbaut und macht auf den Beschauer keinen besonders angenehmen Eindruck. Die Hauptfaçade und zwei Flügel bilden drei Seiten; eine geschlossene Gallerie mit einem gewölbten Thorwege bildet die vierte Seite eines engbrüstigen Quadrats, welches man mit jener Höhle im rhiphäischen Gebirge vergleichen könnte, wo der Mythe nach der Windgott Boreas seine Wohnung aufgeschlagen hatte, denn es gibt hier keinen Fleck, wo Einem nicht aus irgend einem abscheulichen Winkel ein feuchtkalter Luftstrom mit einem hohlen, wie aus einem Meerhorn hervordringenden Tone entgegenweht.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Schloßhofes ist die, daß man bei jedem Schritt auf den breiten Sandsteinquadern ganz deutlich zu hören glaubt, wie Einem Jemand nachschleicht. Es wird Einem hier recht unheimlich zu Muthe.

Die hohen schmalen Fenster sehen so hohläugig düster aus, daß man sich gar nicht denken kann, es habe jemals ein freundlich lächelndes Menschenantlitz aus ihnen herausgeschaut, und die mit alterthümlicher Bildhauerarbeit überladene Gallerie ruft die Idee hervor, als sei sie nur zur Bequemlichkeit für Gespenster

erbaut worden, die nächtlicherweile aus den zwei Seitengebäuden steigen, um sich, zum Grauen und Entsetzen ehrlicher Christen, im Mondschein Rendezvous zu geben.

Apropos von Gespenstern, es gibt bekanntermaßen kein reputirliches altes Schloß, das nicht sein Schloßgespenst hätte. Auch Schloß Ronneburg hat eines.

Ich schalte diese Bemerkung hier ein, da ich über einen so wichtigen Punkt keinen Augenblick den mindesten Zweifel möchte walten lassen. Uebrigens bin ich nicht Willens, mich schon an dieser Stelle weiter über das Ronneburger Gespenst auszusprechen; ihr sollt es zur geeigneten Zeit kennen lernen. Nur soviel sei vorläufig gesagt, es ist ein durchaus naturwüchsiges Familiengespenst, mit allen specifischen Merkmalen ausgestattet, wie es in den besten Lehrbüchern beschrieben steht: leichtschwebend, schattenhaft-durchsichtig, moderichtschauerlich und, wenn Morgenluft witternd, angstvoll erzitternd.

Es wird auch auf Ronneburg viel von anderen Geister-Erscheinungen geredet, aber vernünftige Leute hören nicht darauf.

Durchaus unverbürgt sind alle Aussagen über den geharnischten Ritter, der die häßliche Angewohnheit haben soll, seinen hohlen Kopf auf den langen Corridoren vor sich herzurollen; und was nun gar jene

schemenhaften Zerrbilder betrifft, den drei Ellen hohen Wehrwolf mit den wie Kohlen im Ofenloch glühenden Augen, oder den schwarzen Kobold, der sich das malitiöse Vergnügen macht, den Mägden Abends das Licht auszublasen, ihnen im Dunkel das Schürzenband aufzuzupfen und ihnen hinten auf die Holzpantoffeln zu treten, so verweise ich sie hiemit ein- für allemal mit gebührender Verachtung ins Reich der Hirngespinste.

Verlassen wir den engen Schloßhof und ersteigen wir den jenseit der Rinne gelegenen hohen Hügel, so werden wir unsere Mühe reichlich belohnt finden, denn droben bietet sich dem Auge ein herrliches Panorama dar. Zu unserer Linken ragt das Schloß in malerischen Umrissen über dichte Baumgruppen empor; vor uns dehnt sich eine weite Ebene mit Wiesen, Kornfeldern und zerstreut liegenden Weilern und Pachthöfen aus, zu unserer Rechten endlich sehen wir das Meer, welches hier eine breite Bucht bildet, und darüber hinaus, in bläulichen und violetten Tinten verschwimmend, das ferne Ufer einer waldreichen Landzunge.

Der Hügel selbst aber ist mit Trümmern einer älteren Ronneburg bedeckt, die zum größten Theil das Baumaterial zu der jetzigen, vor etwa zweihundert Jahren aufgeführten hat hergeben müssen. Von den Mauern ist daher wenig mehr zu sehen; nur hie und da gewahrt man auf dem unebenen Boden einige

mannshohe, von Unkraut und Buschwerk überwucherte Ueberreste derselben.

Dagegen hat der Erbauer des neuen Schlosses einen massiven viereckigen Wartthurm geschont, der sich noch heutigen Tages zu seiner ursprünglichen imposanten Höhe erhebt.

Es muß dahingestellt bleiben, ob diese Schonung aus der nicht völlig erloschenen Pietät jenes baulustigen Herrn für seine raubritterlichen Vorfahren entsprang, oder in der Rücksicht auf die in der That unvergleichlich schöne Rundschau begründet war, welche er von den Zinnen seines Wartthurms genoß. Gewiß ist es, daß seine Nachkommen sich aus der Rundschau blutwenig machten, denn der Thurm zerfiel im Innern mehr und mehr, bis es zuletzt lebensgefährlich wurde, ihn zu ersteigen. Er wurde dann verschlossen und den Eulen, Fledermäusen und Ratten, sowie dem oben erwähnten Burggespenst zur alleinigen Nutznießung überlassen.

Endlich aber erbarmte sich der Vater des jetzigen Besitzers des vernachlässigten Thurmes.

Er ließ denselben vollständig ausbauen und darin einige Zimmer recht wohnlich und behaglich einrichten. Auch stellte er daselbst ein herrliches Fernrohr auf; und so gut gefiel es dem Grafen Magnus Werneberg in seinem restaurirten Thurm, daß er dort öfter und

lieber verweilte, als drüben auf dem Schloß. Namentlich aber war es die wundervolle Aussicht, die ihn hier fesselte, und stundenlang konnte er vor seinem Fernrohr sitzen und sich an dem wonnigen Bewußtsein laben, daß, so weit er mit Hilfe desselben sah, alles Land ringsumher ihm gehörte.

Dieser gewiß höchst angenehmen Beschäftigung sollte jedoch bald durch ein recht widerwärtiges Ereigniß ein Ende gemacht werden.

Die dem Lehnswesen so feindlichen Ideen von Freiheit und Gleichheit, welche die französische Revolution ins Leben gerufen hatte, fanden auch ihren Weg nach Ronneburg, wo sie indeß in etwas krüppelhafter Gestalt anlangten.

Die Bauern begannen einander zuzuflüstern, daß ihr Gutsherr doch eigentlich ein gar harter Mann sei, ja daß die unerbittliche Strenge, mit welcher er die fast unerschwinglichen Steuern eintreibe, um davon im Ueberfluß zu schwelgen, während sie selbst Noth und Mangel leiden müßten, nachgerade mehr als drückend werde.

Und als sie sich eine Zeit lang im Stillen über die ungleichmäßige und höchst ungerechte Vertheilung der Güter dieser Welt geärgert hatten, fingen sie an zu murren. Und als sie eine Zeit lang gemurrt hatten, kam es zu sehr unerquicklichen Auseinandersetzungen

mit der Gutsbehörde, dann hinsichtlich gewisser Frohndienste zur Verweigerung des Gehorsams, zuletzt zu offener Widersetzlichkeit.

Nun lag aber nichts weniger im Charakter des Grafen als Nachgiebigkeit gegen rebellische Untergebene; der Streit wurde immer heftiger und endlich geschah es, daß die von einigen böswilligen Aufwieglern angestachelten Bauern eines Tages in hellen Haufen gegen das Schloß zogen, um mit Gewalt durchzusetzen, was sie auf keine andere Weise hatten erlangen können.

Der Graf spottete ihrer Machtentfaltung. Mit einer kleinen Schaar getreuer Diener zog er sich in seinen festen Thurm zurück, wo er mit wunderbarer Schnelligkeit alle Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung getroffen hatte.

Die Bauern stutzten, als sie aus allen Fenstern und Schießscharten der Warte sehr verdächtig aussehende Büchsenläufe hervorblitzen sahen. Zwar hatte es erst den Anschein, als wollten sie einen Angriff wagen, aber sie kannten ihren Herrn; sie waren überzeugt, daß er nöthigenfalls ohne Bedenken recht tüchtig auf sie lospfeffern werde, und sie begnügten sich endlich damit, in das „neue Schloß" einzubrechen und dort allen erdenklichen Unfug zu treiben. Die Fensterscheiben, die Spiegel und Gemälde wurden zerschlagen,

die kostbaren Tapeten und Vorhänge in Fetzen zerrissen, tragbare Werthgegenstände fortgeschleppt, andere zertrümmert. Zuletzt wurden auch die Keller erbrochen und geleert. Und als diese Heldenthaten unter obligatem Gebrüll vollbracht waren, zogen sie, trunken von Wein und Siegesfreude, wieder ab.

Es gelang dem Grafen bald darauf, seine rebellischen Untergebenen zum Gehorsam zurückzuführen und die Rädelsführer zur verdienten Strafe zu ziehen.

Aber der Aufenthalt auf Ronneburg war ihm verleidet, und er verließ, sobald die frühere Ordnung wieder hergestellt war, mit seiner Familie das Schloß, um, wie er schwor, nie wieder dahin zurückzukehren.

Er hielt diesen Schwur; kein einziges Mal betrat nach jener Zeit sein Fuß das schöne Besitzthum, welches er so oft von dem hohen Thurme aus mit dem Fernrohr überblickt hatte; kein einziges Mal auch gestattete er seinem Sohne Richard, dasselbe zu besuchen. Ja, er wußte dem Sohne einen solchen Widerwillen gegen Ronneburg einzuflößen, daß dieser auch nach des Vaters Tode nicht das geringste Verlangen trug, den uralten Sitz seiner Vorfahren, die Wiege seiner Kindheit, auch nur in Augenschein zu nehmen.

So blieb denn das Schloß viele Jahre lang unbewohnt, und keine Seele kannte daselbst von Angesicht den jetzt fast siebzigjährigen Besitzer. Der Leser wird

ihn sehr bald kennen lernen und soll dann in Betreff seiner so viel erfahren, als ihm zur Beurtheilung seiner Individualität nöthig ist. Hier nur einige Bemerkungen hinsichtlich seiner äußeren Verhältnisse, namentlich aber seiner Vermögensumstände, die in dieser wahren Geschichte von vorwiegender Bedeutung sind.

Graf Magnus Werneberg, der Vater, ging, nachdem er Ronneburg auf immer den Rücken gekehrt, nach Schweden, woselbst er gleichfalls ein großes Gut besaß.

Der Grundbesitz in Schweden war dazumal wohlfeil zu erstehen, und der reiche Mann fand es daher leicht, den seinigen außerordentlich zu erweitern. Und er hätte seine Capitalien gar nicht vortheilhafter anlegen können, denn mit den Jahren stiegen die angekauften Ländereien um das Drei- und Vierfache im Werth, und da der Graf ein strenger Oekonom war, der, trotz seines nicht geringen Aufwandes, das Seinige trefflich zu Rathe hielt, so konnte er bei seinem Tode dem einzigen Sohne — überhaupt seinem einzigen Kinde — ein unermeßliches Vermögen hinterlassen.

Der Sohn, Graf Richard, trat in die Fußstapfen des Vaters, und der bereits angehäufte Reichthum mehrte sich noch beträchtlich unter seiner Verwaltung.

Jeder Mensch hat seine Plagen; der Reiche hat

deren oft, wie recht und billig, noch mehr als der Arme.

Die schlimmsten Plagen, welche Graf Richard Werneberg zu erdulden hatte, bereiteten ihm seine armen Verwandten. Er kannte diese Leute nicht, hatte sie nie gesehen, er lebte in Schweden, später lange Zeit in Rußland, er focht als Offizier gegen die Tscherkessen im Kaukasus, er machte weite Reisen in Italien, Griechenland und Kleinasien, er war überall in der Welt, nur nicht in Deutschland, der Heimath seiner Verwandten.

Er besaß auch kein weiches, für Mitleid empfängliches Gemüth; die Angelegenheiten Anderer waren ihm gleichgültig; er hatte zu viel Noth und Elend vor Augen gehabt, als daß er durch nur geschildertes hätte gerührt werden können; namentlich aber regte sich in seinem Herzen kein sympathisches Gefühl für Solche, die, wie seine Verwandten, durch eigene Schuld das Ihrige eingebüßt hatten.

Was kümmerte es ihn, daß sein Vater fünf Schwestern gehabt? Er hatte nie gehört, daß der Vater sie besonders geliebt hätte.

Was kümmerte es ihn, daß Sophie, Juliane, Charlotte, Marie und Elisabeth Werneberg fünf Männer geheirathet hatten, die alle Verschwender waren?

Was ging es ihn an, daß in diesen fünf Ehen so und so viele Kinder erzeugt worden waren, die sich seine Vettern und Cousinen nannten?

Trugen sie ja doch nicht einmal seinen Namen: Heinrich Rawald, Agathe v. Osten, Paul Odenfeld, Adelgunde Fellenbach, Therese Fellenbach, Blandina und Ernestine Bimbach, Gustav Nicander und Bernhard Günther — du lieber Himmel, was waren ihm diese Menschen!

War es seine Aufgabe im Leben, ihnen in ihren beständigen Sorgen und Nöthen beizustehen?

Und doch hatten sie sich's Alle — mit Ausnahme der beiden Letztgenannten — in den Kopf gesetzt, in ihm, dem Haupte der Familie, eine Art irdischer Vorsehung zu erblicken, auf deren Schutz und Beistand sie kraft eines heiligen Naturgesetzes den unbestreitbarsten Anspruch hatten. Und sie ermüdeten denn auch nicht in ihren Bemühungen, sich seine Freigebigkeit tributär zu machen, als sei sein Geldbeutel eine Leih- und Hülfskasse, in welche sie durch ihr bloßes Geborenwerden ein Capital von unbestimmter Größe und Rentabilität eingeschossen hätten.

In der That, nichts kann mit der Hartnäckigkeit verglichen werden, mit welcher sie ihre Zwecke dem Grafen gegenüber verfolgten.

So oft und plötzlich er auch in seinem vielbeweg-

ten Leben seinen Aufenthalt wechseln mochte, immer wußten sie wie mittels einer Art Hellseherei, wo er gerade sich hingewendet hatte, und ihre Briefe voll der verzweifeltsten Jeremiaden gingen ihm in Petersburg so unvermeidlich zu wie in Stockholm, in Smyrna so unvermeidlich wie in Athen und Rom. Ja, so sicher wie der Lichtschweif dem Kometen auf seiner ungemessenen Bahn durch die Himmelsräume folgt, so sicher schleppte der Graf auf seinen weiten Reisen durch Europa und Asien den Briefschweif hinter sich her.

Was sollte der geplagte Mann thun?

Die Briefe ungelesen ins Feuer werfen?

Manchmal geschah das freilich, aber noch weit öfter las er sie; denn jene Leute waren nun doch eiumal seine Vettern und Cousinen, und so wenig er auch für ihr Leiden ein Herz hatte, so litt doch sein Stolz nicht, daß irgend Jemand, der sich der Verwandtschaft mit ihm, dem reichen Grafen Werneberg, rühmen könne, in gar zu großer Dürftigkeit lebe. Und hiezu kam noch ein weit größeres Uebel, als die Briefe, die persönlichen Anmeldungen der Briefschreiber selbst. Sie waren ihm nämlich, wenn sie keine Antwort erhielten, nachgereist, und mehr als einmal gelang es ihm nur mit knapper Noth, ihnen auszuweichen, indem er in möglichster Eile nach irgend einer beliebigen Richtung

hin eine Strecke von fünfzig bis hundert Meilen zurücklegte.

Der Graf hatte nicht nur die Briefe seiner Verwandten sehr häufig gelesen, sondern auch in nicht seltenen Fällen dieselben durch eine kleinere oder größere Anweisung auf seinen Banquier beantwortet.

Aber Ruhe hatte ihm dies nicht verschafft, vielmehr waren die an ihn gestellten Forderungen immer im Verhältniß zu seiner Willfährigkeit, sie zu erfüllen, gestiegen. Wie sollte er sich der fortgesetzten Quälerei entledigen?

Lange sann er darüber nach. Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke.

Das Schloß Ronneburg stand leer; dort gab es Wohnungen genug für die ganze Sippschaft. Der Ronneburger Garten lieferte Obst und Gemüse im Ueberfluß, in den Ronneburger Fischteichen schwammen herrliche Karauschen und Karpfen, im Ronneburger Wildgehege stolzirte gar mancher stattliche Hirsch und Rehbock.

Von dem Allem war dem Grafen fast gar nichts zugute gekommen, denn die Jahresabschlüsse hatten immer nur auffallend geringe Summen für verkauftes Obst und Wildpret aufgewiesen; ei, da mochten sich denn die hungernden Verwandtenmagen an dem sättigen, was bis jetzt sich der Förster, der Gärtner,

der Castellan und Andere ungerechtermaßen angeeignet hatten. Endlich brachte auch ein Ausfall von einigen Klaftern Holz in der jährlichen Auctionsliste des Försters keinen nennenswerthen Verlust. Billiger konnte man ein Dutzend frierender Verwandten gar nicht erwärmen. Ueberhaupt durfte der Graf hoffen, daß, wenn es ihm gelänge, aus Schloß Ronneburg eine Art Verwandten-Bewahranstalt zu machen, er der ewigen Plackereien endlich loswerden dürfe.

Freilich würden andere Unannehmlichkeiten entstehen.

Die neuen Bewohner des Schlosses würden — so wie er sie hatte beurtheilen lernen, zweifelte er nicht im Geringsten daran — mit den ihnen gemachten Zugeständnissen nicht zufrieden sein, sondern an die Gutsverwaltung die unbilligsten und unverschämtesten Forderungen stellen, endlich aber auch unter sich in Streit gerathen.

Aber der Graf war fest entschlossen, sich um die tausend Unersprießlichkeiten und Mißhelligkeiten, die voraussichtlich entstehen würden, namentlich aber um die Zwistigkeiten der Verwandten unter sich, in keiner Weise zu kümmern, ja er weidete sich insgeheim mit boshafter Freude an dem Gedanken, daß Diejenigen, die ihm so viel Plage verursacht, sich auch gegenseitig das Leben recht gründlich sauer machen würden.

Was der Graf anstrebte, gelang ihm vollkommen; nach einigen Jahren waren die sämmtlichen vorhin erwähnten Verwandten — wieder mit Ausnahme der beiden Letztgenannten — nach und nach aufs Schloß gezogen. Und was er vorausgesehen, traf aufs Haar zu; sie verbitterten einander das Dasein in jeder möglichen und denkbaren Weise.

Es liefen Anfangs Klagen und Beschwerden des Einen über den Anderen ein, aber nun war es mit dem Brieflesen oder doch mit dem Briefbeantworten zu Ende. Nie wurde von Seiten des Grafen, selbst auf die dringlichsten Vorstellungen, eine Zeile erwiedert, und die Verwandten gaben es schließlich auf, an ihn zu schreiben, wofür sie ihn aber freilich um so reichlicher im Stillen mit den inbrünstigsten Verwünschungen bedachten.

In jedem anderen Punkte waren sie uneinig, in dem einen jedoch herrschte unter ihnen die vollste und herzinnigste Uebereinstimmung: ihr Vetter, der Graf, war ein Geizhals, ein durchaus gefühlloser Mann, ein höchst unedler Charakter, denn nur ein solcher konnte sich selbst herabwürdigen, indem er seinen Verwandten die Demüthigung auferlegte, von der bitteren Noth gezwungen ein so armseliges Almosen anzunehmen.

Nachdem ich Dir, lieber Leser, nunmehr einen Wink gegeben, wie Du Dir die Ronneburger Zustände

und Verhältnisse zu denken hast, wird es aber auch nothwendig sein, Dir der Reihe nach die sämmtlichen Verwandten vorzustellen.

Ich beginne mit der Frau Generalin Fellenbach. Sie ist jedoch eine zu bedeutende Persönlichkeit, als daß ihr nicht ein eigenes Capitel gewidmet werden sollte; ich muß Dich daher auf das folgende verweisen.

Zweites Capitel.

Die Generalin Fellenbach.

Die Generalin Fellenbach ist — ich hoffe zuversichtlich, daß ihr dieses Buch nie in die Hände gerathen wird — ihrem Taufscheine nach vierzig Jahre alt. Aber sie gilt noch immer mit vollem Recht für eine sehr schöne Frau.

Es gibt Gesichter, deren Bau ein so wunderbar harmonischer ist, daß sie an Schönheit gewinnen, wenn die schärferen Linien eines reiferen Alters die Formen wirkungsvoller hervortreten lassen.

Ein solch beneidenswerthes Gesicht hat die Generalin. Und da sie außerdem auch eine stattliche Figur von üppiger und gefälliger Rundung besitzt, sich durch

eine würdevolle und zugleich graziöse Haltung auszeichnet und mit Geschmack und Eleganz kleidet, so darf ich wohl mit Wahrheit behaupten, daß sie eine auffallend prächtige Erscheinung ist. Ihren Charakter mögt Ihr später aus ihren Handlungen kennen lernen; hier nur in möglichster Kürze Einiges über ihre Vergangenheit.

Die Generalin Fellenbach ist die Tochter der dritten Schwester des Grafen Magnus Werneberg. Sie ist mithin des Grafen Richard Cousine — ich könnte Base sagen, doch das Wort ist mir zuwider.

Ihre Mutter, Charlotte Werneberg, heirathete einen Grafen Sonnenthal, und sie selbst achtzehn Jahre später den Major Fellenbach.

Adelgunde Sonnenthal brachte ihrem Gatten ein hübsches Vermögen mit, und er selbst war nicht unbemittelt. Sie waren aber Beide zur Verschwendung geneigt, und nur zu bald sahen sie sich auf den Gehalt reducirt, den sie bezogen: er als Major in der Garde, sie als Hofdame der Prinzeß — doch halt, ich nenne nicht gern den Namen einer so hochgestellten Dame, Ihre königliche Hoheit mag hier Prinzeß Fanfrelüche heißen.

Ein Major der Garde bezieht keine große Gage, eine Hofdame der Prinzeß Fanfrelüche ebensowenig; aber ich möchte wissen, ob es Leute gibt, die mehr

Bedürfnisse haben, als ein Gardemajor und eine Hofdame. Ich habe versprochen, mich möglichst kurz zu fassen, darum verzichte ich auf eine Schilderung der immer wachsenden Geldnoth, der Schuldenanhäufung und der sonstigen Calamitäten, in die sich Beide schließlich verwickelt sahen. Meinen Zwecken genügt es vollkommen, wenn ich anführe, daß schon im dritten Jahr nach der Heirath der erste lange Brief an den reichen Vetter Werneberg nach Kopmanneborg, Poststation Norköping, Königreich Schweden abging.

Der reiche Vetter half, die Prinzeß Fanfrelüche half auch ein wenig. Major und Hofdame lebten wieder flott.

Dieses flotte Leben dauerte genau so lange, als das Geld reichte, und bis es nöthig wurde, einen zweiten Brief an den reichen Vetter, diesmal aber nach Helsingfors in Finnland, abzusenden.

Später ging ein dritter Brief — doch ich will mich ja kurz fassen, und da kann ich unmöglich angeben, wie viel Briefe an den reichen Vetter geschrieben und wohin sie alle adressirt wurden.

Jahre vergingen; der Major wurde dick und Oberstlieutenant; er wurde noch dicker und Oberst; endlich wurde er ganz außerordentlich dick und General.

Die Hofdame war und blieb Hofdame und wurde nicht dick, ihre kleine Tochter Therese wuchs zu einer

großen Tochter heran und erblühte wie die lieblichste Rosenknospe.

Die Prinzeß Fanfrelüche endlich wurde alt, gelb und runzelig und verblühte wie eine aufgeplatzte Nelke.

Als der General noch immer an Dicke zunahm, wäre er auch fast aufgeplatzt und mußte sich ins Privatleben zurückziehen. Die Witzbolde bei der Garde behaupteten, daß noch nie ein so ungeheurer Riß in der Anciennetätsliste entstanden sei, wie diesmal durch den Abgang des Generals Fellenbach; und je größer das so hervorgebrachte Loch war, um so leichter schlüpfte auch sein Hintermann hinein und schleppte die ganze lange Reihe von weiteren Hintermännern nach sich, so daß es ganz unten noch Platz genug gab für zwei sehr dünne Secondlieutenants.

Aber davon wollte ich eigentlich gar nicht schreiben — wie außerordentlich schwer ist es doch, sich kurz zu fassen! Ich wollte vielmehr von dem jungen Prinzen — er hieß natürlich anders, aber ich nenne ihn Prinz Mostacchio — sprechen, dessen Liebesverhältniß mit der reizenden Gemahlin des X—y'schen Gesandten die traurige Folge hatte, daß nun auch die Generalin in das Privatleben zurücktreten mußte.

Das heißt, nicht eigentlich jenes obscöne Verhältniß hatte diese Folge, sondern vielmehr die Kuppler-

rolle, welche die Generalin dabei übernommen. Brauche ich übrigens darüber zu sprechen?

Ich thue es ungern. Kupplerrolle — das eine inhaltsschwere Wort sagt doch schon mehr als genug.

Nein, ich brauche nicht darüber zu sprechen, ich kann mein und des Lesers Schicklichkeitsgefühl schonen und mich also doch endlich einmal kurz fassen.

Die Affaire machte übrigens in der Residenz ein ungeheures Aufsehen und versetzte die Crême der Gesellschaft — herrlicher Ausdruck das! — in eine so ungestüme, gewitterschwüle Entrüstungswallung, daß sie auf drei Wochen sauer wurde.

Der Prinz Mostacchio mußte in einer geheimen Mission nach Konstantinopel gehen, wo es ihm, beiläufig gesagt, recht gut gefiel, die Gesandtenfrau kehrte nach X—y zurück, und der Generalin vergönnte man „zehn Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken."

Der General war an der Fettsucht gestorben, kurz ehe die Zeit begann, die man seiner Gemahlin so freigebig zum Nachdenken eingeräumt hatte. Die nachdenkende Wittwe wendete sich nun wieder in ihren Nöthen an den reichen Vetter, und zufälligerweise empfing er ihren Brief gerade an dem Tage, an welchem er den sinnreichen Plan entworfen hatte, aus Schloß Ronneburg eine Verpflegungsanstalt für darbende Ver-

wandte zu machen. Seine Antwort war eine so freundliche und troſtreiche, wie noch nie zuvor, und er wußte ihr sein Anerbieten in ein so verlockendes Licht zu stellen, daß sie willig, ja mit größter Freude darauf einging.

So zog denn die Generalin Fellenbach mit dem unbedeutenden Wittwengehalt, den ihr der fette General vorschriftsmäßig hatte sichern müssen — die Verweigerung einer Pension als Hofdame gehörte zu den Dingen, über welche sie nachzudenken hatte — nach Schloß Ronneburg und richtete sich daselbst ein. Und zwar richtete sie sich gleich so ein, als solle sie für alle Zukunft die alleinige Herrin des Schlosses sein.

Ich bezeichne dies durchaus nicht als einen Act der Anmaßung, denn wie in aller Welt konnte sie ahnen, daß die Intentionen des Grafen auf die spätere Ronneburgisirung einer ungezählten Schaar anderer Verwandten hinausgingen?

Nein, ich muß der Generalin Gerechtigkeit widerfahren lassen, ein tadelnswerther Mißbrauch der ertheilten Erlaubniß war es gewiß nicht, daß sie gleich nach ihrer Ankunft eine Reihe der schönsten und am besten möblirten Zimmer des Erdgeschosses, sowie auch die geräumige Herrschaftsküche und das wohleingerichtete Waschhaus für sich in Beschlag nahm.

Es liegt überhaupt nicht in meinem Charakter, die

Leute zu bekritteln, und so bitte ich denn, ebensowenig einen versteckten Tadel in der Bemerkung zu suchen, daß die Generalin auch sofort sich des kostbaren Tafelgeschirrs und der sämmtlichen Tisch- und Bettwäsche bemächtigte.

Tadel!

Es kann doch wahrlich meine Aufgabe nicht sein, die Personen herabzusetzen, welche in meiner Geschichte eine Rolle spielen.

Wenn daher die Generalin die gelbe Staatscarosse annectirte und den Blumengarten mit dem hübschen Pavillon unter den Schutz eines strengen Tabu stellte, und wenn sie endlich Sorge trug, daß das Segelboot zu ihrer ausschließlichen Benutzung in brauchbaren Stand gesetzt wurde, so sind dies lauter Dinge, über die ich keine Randglossen zu machen habe.

Tadel!

Doch nein, ich will mich nicht ereifern.

Eine geraume Zeit, ich glaube zwei volle Jahre, lebte die Generalin auf Schloß Ronneburg in der angenehmen Illusion, daß ihr dasselbe auf Lebensdauer als Wittwensitz und zur freien Verfügung überlassen bleiben werde. Es war für sie eine schöne Zeit. Ruhe rings um sie her, wohlthätige, süße, idyllische Ruhe — zum Nachdenken!

Und sie hatte die Leute auf dem Schloß so gut

abgerichtet, sie waren schon längst ganz zahm, sie gehorchten Alle in stiller Ergebung ihrem leisesten Wink, sie fraßen ihr — man verzeihe mir den banalen Ausdruck — aus der Hand.

Da war zum Beispiel der alte Castellan Böhme; er unterstand sich nie, vor ihr zu erscheinen, ohne vorher eine frische weiße Cravate und eine weiße Piquetweste angelegt zu haben; er sagte auch „unterthänigst guten Morgen". Und da war die Beschließerin, Madame Gliemann; wie tief sie knickste, wie von Ehrfurcht durchschauert sie zu Boden blickte, so oft die Generalin sie anredete! Und der Gärtner Hennings; wie arbeitete er nicht im Schweiße seines Angesichts, um ihren Blumengarten in Ordnung zu halten! Und der Förster Bärwolf; welchen Ueberfluß an Schnepfen, Bekassinen, Krammetsvögeln und Rebhühnern lieferte er nicht in ihre Küche! Und die Knechte und die Mägde — ach, so etwas kann man eigentlich gar nicht beschreiben, es läßt sich nur empfinden.

Nun aber traf eines Tages ein Brief vom Grafen ein, worin er der Generalin die Mittheilung machte, daß er ihren und seinen Vetter, den pensionirten Major Rawald, sowie dessen Schwester Agathe, verwittwete Frau v. Osten, vermocht habe, gleichfalls ihren Wohnsitz auf Schloß Ronneburg aufzuschlagen.

Er fügte hinzu, daß es ihm umsomehr zur freu-

digsten Genugthuung gereiche, den Genannten in dieser Weise unter die Arme zu greifen, da es gewiß auch seiner sehr theuren Cousine Fellenbach — der Heuchler! — nur sehr angenehm sein könne, der drückenden Einsamkeit, in welcher sie so lange gelebt, durch den erheiternden Umgang mit nahen Verwandten überhoben zu werden, von denen er zu wissen glaube, daß sie in der Generalin Liebe und Werthschätzung — sie hatte sie nie ausstehen können — einen überaus hohen Platz einnähmen.

Er habe, hieß es weiter, dem Castellan Böhme den Befehl ertheilt, für den Major und dessen Schwester zwei passende Wohnungen herzurichten, und er schließe mit der Bitte — der Graf konnte doch wirklich recht boshaft sein — daß die Generalin den Eifer des alten Böhme, diesen Befehl in entsprechender Weise auszuführen, nöthigenfalls durch freundliche Ueberwachung ein wenig anfeuern wolle.

Nachdem sich die Generalin von dem schmerzlichen Erstaunen, in welches sie dieser Brief versetzt, einigermaßen erholt hatte, faßte sie den energischen Entschluß, sich durch die Hinzukommenden in keiner Weise aus der Stellung verdrängen zu lassen, welche sie auf Schloß Ronneburg eingenommen hatte.

Sie bewies in der Folge, daß sie siegreich zu ver-

theidigen wisse, was einmal ihrer Botmäßigkeit unterworfen war.

Der pensionirte Major und seine verwittwete Schwester kamen. Sie sahen mit Befremden, welch ungeheures Terrain ihre Cousine auf dem Schloß innehatte. Eine so ungleichmäßige Vertheilung schien ihnen weder an sich billig und gerecht, noch mit den ausgesprochenen Absichten des Grafen in Uebereinstimmung, und sie waren durchaus nicht willens, die Anmaßung der Generalin gutzuheißen.

Frau v. Osten wollte sich in die Herrschaftsküche eindrängen; es gelang ihr aber nicht, und nach vielem Streit und Hader mußte sie sich mit der weit weniger guten Gesindeküche begnügen.

Sie wollte die Hälfte des Waschhauses an sich reißen, doch kein Winkel davon wurde ihr zugestanden.

Sie bemächtigte sich durch Ueberrumpelung eines Theiles vom Tafelgeschirr und dem Leinenzeug; es wurde ihr aber durch Ueberrumpelung wieder abgenommen.

Sie eroberte mittels eines Coup de force den kleinen Blumengarten und den hübschen Pavillon, doch sie war außer Stande, sich darin zu behaupten und mußte schließlich ihre mitgebrachten Nelken und Levkojen zweihundert Schritt weiter abseits neben einer wenig einladenden Geißblattlaube pflanzen.

Auch ihr Bruder, der Major, war während dessen nicht müßig. Er machte verwegene und überraschend heftige Angriffe auf die gelbe Staatscarosse und das Segelboot, wurde aber jedesmal schmählich zurückgeschlagen; er versuchte auch zum Oefteren, die Diener des Schlosses einer Art von Militär-Despotismns zu unterwerfen, doch sie flüchteten sich unter den Schutz des jedenfalls weniger harten Regiments der Generalin und fanden hier auch zu ihrem Trost den Willen und die Stärke, sich gegen jede feindliche Macht zu vertheidigen.

Schon nach Verlauf von drei Monaten hatten sich der Major und Frau v. Osten vollständig unterworfen.

Sie murrten zwar noch im Stillen, aber sie wagten keine offene Widersetzlichkeit mehr. Sie waren Leute von Erziehung — wenigstens glaubten sie, es zu sein — sie hielten auf Form und gute Sitte — so behaupteten sie — ihr Mund konnte lächeln, wenn ihr Herz auch vor bitterem Groll zu zerspringen drohte; sie konnten in sanften Tone flüstern: „Unendlich erfreut, Sie zu sehen, theure Cousine," wenn sie auch lieber gesagt hätten: „Dein Anblick ist mir ein Gräuel, verhaßtes Weib." Sie hatten denn auch — nach ihrer Ansicht — den ganzen Krieg ritterlich, wenn

auch mit scharfen Waffen geführt, und schlossen daher den Frieden in leidlich guter Manier.

Die drei Verwandten lebten schon seit geraumer Zeit in scheinbar ungestörter Eintracht, als ein Vierter angemeldet wurde. Es war dies der Baron Paul v. Odenfeld.

Sie kannten diesen Paul v. Odenfeld; er war ein alternder, grämlicher Junggeselle von ganz eigenthümlichen und höchst lästigen Neigungen und Gewohnheiten.

Es galt, gegen ihn auf der Hut zu sein, und sie schlossen ein Bündniß zum Zwecke seiner Unterjochung.

Der Baron kam und wurde unterjocht.

Dann folgten später zwei vergilbte Jungfrauen, die Schwestern Blandina und Ernestine Bimbach. Es hielt schwer, auch sie zu unterjochen, doch es gelang.

Nach dem Angeführten wird es Niemand überraschen, wenn ich sage, daß die Generalin zur Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, auf Ronneburg eine festbegründete autokratische Gewalt übte, der man sich nicht zu widersetzen wagte. Man liebte die Generalin nicht — o bewahre! — aber man beugte sich vor ihrem höheren Geiste; man trug nicht gern das auferlegte Joch, aber man erkannte, wie ersprießlich, ja wie durchaus nothwendig es sei, daß eine Regierung bestehe, und daß die Zügel derselben in einer starken Hand ruhten.

„Ich würde es auf Ronneburg nicht aushalten,“ sagte der Major Rawald zu seiner Schwester, „wenn es unserer Cousine Blandina Bimbach gestattet wäre, ihrer Liebhaberei für Katzen ganz ungehindert zu fröhnen; wir hätten dann statt sechs solcher Bestien ein ganzes Schock und könnten alle Nächte damit zubringen, der Musik auf den Dächern zu lauschen. Nur gut, daß auch die Generalin diese Thiere verabscheut.“

„Ich wäre schon lange wieder fortgezogen,“ betheuerte Fräulein Blandina gegen ihre Schwester Ernestine, „wenn unser Vetter Rawald nicht gezwungen wäre, die Anzahl seiner garstigen Rattenfänger zu beschränken. Er würde, wenn es nach seinem und nicht nach der Generalin Willen ginge, das ganze Haus damit anfüllen, und meine armen Katzen müßten vollends zu Tode gehetzt werden.“

„Nur gut,“ sagte der Baron Odenfeld zu dem Major, „daß die Generalin unserer Cousine Ernestine Bimbach nicht gestattet, von Morgen bis Abend am offenen Fenster die Guitarre zu spielen und ihre endlosen Romanzen zu singen; sie thäte es sonst ganz gewiß, und ich käme nie dazu, die Flöte zu blasen.“

„Nur gut,“ sagte Fräulein Ernestine zu ihrer Schwester Blandina, „daß die Generalin so wenig wie wir das unglückselige Flötenspiel des Vetters Odenfeld leiden kann. Die Flöte an sich ist ein fades

Instrument, und wenn es nun gar so gehandhabt wird ..."

„Ich werde wahrhaftig die Generalin bitten müssen," äußerte Frau v. Osten gegen ihren Bruder, „daß sie untersuchen läßt, woher jeden Tag zur nämlichen Stunde der unerträgliche Rauch kommt. Gewiß macht ihn Vetter Odenfeld, der unglücklicherweise gerade unter mir wohnt. Mein Gott, wie kann nur ein Mann auf den Einfall kommen, sich sein Essen selbst zu kochen!"

„Wenn das gar zu häufige Scheuern und Waschen bei der Cousine v. Osten, die unglücklicherweise gerade über mir wohnt, nicht bald auf ein bescheideneres Maß beschränkt wird," brummte der Baron v. Odenfeld, „so werde ich wieder einmal genöthigt sein, mich an die Generalin zu wenden. Das Wasser dringt überall durch die Decke und tröpfelt in mein Bett, mag ich es auch hinstellen wo ich will."

Dies waren freilich Unerheblichkeiten, aber es gab deren unzählige, die zu großen Streitigkeiten geführt und das Zusammenleben der Verwandten auf dem Schloß unmöglich gemacht hätten, würde nicht die Generalin das Schiedsrichteramt mit einer Festigkeit geführt haben, die ihres Erfolges stets sicher war.

Und sie schlichtete nicht nur die Streitigkeiten der Verwandten, sondern ordnete und regelte auch deren

wunderliches buntes Treiben auf dem Schloß. Sie traf eine Menge von Verfügungen, nach welchen sich Alle richten mußten; sie führte ganz unmerklich eine gewisse Etikette ein und hielt streng auf deren Befolgung; sie bildete, möchte ich sagen, eine Art von Hofstaat nach dem Muster desjenigen, bei welchem sie selbst so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte.

Sie war mit Einem Wort die Alleinherrscherin und ihr bloßer Wunsch galt als Befehl und Gesetz; aber sie hütete sich wohl, ihre Machtfülle zur Schau zu tragen.

Sie verstand es trefflich, jeden Einzelnen glauben zu machen, daß sie bei ihren Anordnungen vor Allem sein specielles Interesse vor Auge habe, und jeder Einzelne wußte ihr Dank dafür.

Sie ertrug endlich mit großer Nachsicht, ja mit scheinbarer Demuth, die bissigen Ausfälle, denen sie, trotz aller Unterwürfigkeit der Verwandten, fortwährend ausgesetzt war; auch ertheilte sie immer ihre Befehle in der gefälligen Form einer bescheidenen Bitte oder eines wohlgemeinten Rathes.

Waren aber Dinge von besonderer Wichtigkeit zur Entscheidung zu bringen, so berief sie einen Familienrath, das heißt, sie lud die sämmtlichen Verwandten zu einer ein= für allemal festgesetzten Stunde zur Chocolade. Die Verwandten wußten, was die Chocolade zu be=

deuten habe und fanden sich stets pflichtschuldigst und in gespannter Erwartung der ihnen zu machenden Mittheilung im Saale der Generalin ein, wo es denn freilich oft zuging, wie ehedem bei den polnischen Reichsversammlungen.

Zu einem solchen Familienrathe sei nun auch der Leser von mir freundlichst eingeladen.

Drittes Capitel.

Der Familienrath.

Im Empfangzimmer der Generalin saßen — es war an einem sonnigen Vormittage im Monat März — die Verwandten um einen großen Tisch, auf welchem die Familien-Chocolade servirt war.

Eine gewisse Feierlichkeit, eine sichtbare Spannung drückte sich in allen Gesichtern aus; vielleicht vermutheten Einige, um wie Wichtiges es sich bei der bevorstehenden Berathung handeln werde.

Das Sopha nahmen Frau v. Osten und Fräulein Blandina Bimbach ein.

Frau v. Osten war ein kleines, kugelrundes, unruhiges Dämchen von fünfzig Jahren mit einem Höcker

und tief zwischen den Schultern sitzendem Kopf. Ihr Gesicht war eher hübsch als häßlich, von wunderbarer Beweglichkeit und fortwährend wechselndem Ausdruck. Wer aus den Gesichtszügen der Menschen auf ihren Charakter zu schließen geneigt ist, wäre bei ihr in Verlegenheit gekommen, denn er hätte ihr in Zeit von zehn Minuten die allerverschiedensten und widersprechendsten Neigungen und Gemüthsstimmungen beilegen müssen.

Fräulein Blandina hatte mit Frau v. Osten fast das gleiche Alter, sonst aber nichts mit ihr gemein.

War Frau v. Osten kurz, gedrungen und fett wie ein Hamster, so war dagegen das Fräulein lang, gestreckt und mager wie ein Storch. War jene unruhig und beweglich wie Quecksilber, so war diese starr und steif wie ein Eiszapfen. Zeigte jene ein unaufhörlich wechselndes Mienenspiel, so trug diese unabänderlich den ganz gleichen, feststehenden Ausdruck zur Schau.

Hier wäre es dem Physiognomen leicht gewesen, die Gemüthsbeschaffenheit anzugeben; er hätte sie benennen können: in getäuschter Hoffnung eingefrorne Selbstsucht.

Zur Linken des Fräuleins saß der Major Rawald, zur Rechten der Frau v. Osten der Baron Odenfeld.

Ersterer, obgleich um mehrere Jahre älter als seine Schwester, war ein noch hübscher und stattlicher

Herr. Er hatte ein stark markirtes Gesicht mit einem recht gewinnenden Ausdruck von Bonhomie und Jovialität; nur Schade, daß dieser Ausdruck mit dem einer unedlen Gesinnung und einer gewissen dummschlauen Unverschämtheit gepaart war. Seine blauen Augen blickten keck und lustig unter den buschigen Brauen hervor; seine runden Wangen waren stark gebräunt. Sicherlich hatte er nicht Kränklichkeits halber den Dienst verlassen.

Der ihm gegenüber sitzende Baron Odenfeld war ein Mann von achtunddreißig Jahren, man hätte aber glauben mögen, daß er nahe an den Fünfzigen sei.

Er hatte eine lange, schmale Gestalt und ein eingefallenes, dürres, gelbes Gesicht, aus welchem die großen kohlschwarzen Augen scheu und furchtsam hervorlugten. Düstere Melancholie sprach sich in seinen Zügen, hülf- und rathlose Verwirrung sprach sich in seinem ganzen Wesen aus. In dem Augenblick, in welchem wir ihn Euch vorstellen, macht er sich durch die außerordentliche Gier bemerkbar, mit welcher er die ihm soeben gereichte vierte Tasse Chocolade ausschlürft.

Zur Linken des Majors hatte Fräulein Ernestine Bimbach ihren Platz. Ein kleines blasses Gesicht, rothgeränderte Augen von wehmüthig schmachtendem Aus-

druck, dünnes, hellblondes, gelocktes Haar, ein geziertes, zimperliches Benehmen kennzeichneten in nicht besonders vortheilhafter Weise die sechsunddreißig Jahre alte Dame, über deren Neigung, am offenen Fenster endlose Romanzen zu singen, ihr Vetter, der Baron Odenfeld, sich so bitter beschwerte.

Zur Rechten des Barons saß ein junger Mann von auffallend hübschem und distinguirtem Aeußeren. Er war höchst elegant gekleidet, und seine Manieren zeugten, obgleich man an ihnen eine gewisse Affectation leicht bemerkte, von der Gewohnheit, sich in gebildeten Kreisen zu bewegen.

Es war dies der Kammerjunker v. Osten, der Stiefsohn der Frau v. Osten.

Dem Sopha gegenüber präsidirte der Versammlung in einem großen, schön gestickten Fauteuil die Generalin Fellenbach.

Ich habe schon gesagt, daß sie für ihre Jahre eine sehr schöne Frau war, die sich namentlich durch eine imponirende Würde in Haltung und Benehmen auszeichnete. Da kein vernünftiger Leser lange Personalbeschreibungen liebt — ich fürchte, daß man die obenstehenden schon zu ausführlich finden wird — so verzichte ich auf eine weitere Schilderung ihres Aeußeren. Ich füge nur noch hinzu, daß gerade jetzt ihre klaren grauen Augen mit dem Ausdruck protegirenden Wohl-

wollens im Kreise umherschauten, als wollten sie sagen: „Ihr Alle steht ja unter meinem mächtigen Schutz, verscheucht daher jede Aengstlichkeit und erwartet mit Fassung die hochwichtige Mittheilung, die euch sogleich gemacht werden soll."

Der Baron Odenfeld hatte die fünfte Tasse Chocolade empfangen; der Major machte, ungesehen von der Generalin, gegen den Kammerjunker v. Osten eine darauf hinweisende Pantomime, indem er, nach dem Baron schielend, die fünf Finger seiner gehobenen rechten Hand ziemlich weit auseinanderspreizte.

Der Kammerjunker verstand ihn und lächelte.

Die Generalin gab jetzt ihrer Kammerfrau, welche die Gäste bedient hatte, ein fast unmerkliches Zeichen, und diese verließ geräuschlos das Gemach.

Die Versammelten wußten aus Erfahrung, daß nunmehr die Berathung beginnen werde.

„Vetter Rawald," wendete sich die Generalin an den Major, „Sie sagten mir heute Morgen von einer Entdeckung, die Sie gestern Abend gemacht haben. Da wir gerade beisammen sind, und die Sache die Interessen jedes Einzelnen von uns in gleichem Maße berührt, so dürfte eine nochmalige, recht genaue Mittheilung uns Allen erwünscht sein. Ich vermuthe," fügte sie gegen die Uebrigen gewendet in fragendem

Tone hinzu, „daß Sie von dem Vorfall bereits unterrichtet sind?"

Die Generalin wußte recht gut, daß mehrere der Anwesenden dies nicht waren; auch hätte sie weit besser als der Major die große Neuigkeit berichten können, da sie schon die genauesten Erkundigungen eingezogen hatte, aber sie wollte dem eitlen und redseligen Manne die schöne Gelegenheit, sich interessant zu machen, nicht rauben.

„Was ich weiß, ist in wenig Worten erzählt, gnädige Cousine," sagte der Major, sich gegen die Generalin mit einem dankbaren Lächeln verbeugend. „Ich hatte gestern Abend Briefe zu schreiben und blieb länger als gewöhnlich auf. Es war fast Mitternacht, als ich mich endlich anschickte, zur Ruhe zu gehen. Als ich nun, wie es meine Gewohnheit ist, noch einmal das Fenster öffnete, um nach dem Wetter zu sehen, erblickte ich zu meinem höchsten Erstaunen drüben im Thurm ein Licht."

„O Gott, das Burggespenst!" rief erbleichend Fräulein Ernestine Bimbach.

Der Baron klapperte sehr geräuschvoll mit seiner Tasse, und sah ganz bestürzt drein, indem er mit hohler Grabesstimme wiederholte:

„Das Burggespenst!"

„Beruhigen Sie sich, Cousine," sagte der Major

zu dem Fräulein, „es war kein Gespenst, hören Sie nur weiter. Ich beobachtete lange das Licht. Es bewegte sich hin und her und erhellte bald dieses, bald jenes Fenster des Thurmes. Hin und wieder trat ein dunkler Schatten davor, verschwand aber sogleich wieder. Auch wollte es mich, da ich mit gespannter Aufmerksamkeit hinüberhorchte, bedünken, als höre ich dann und wann einen unheimlichen, klagenden, fremdartigen Ton, einen Ton, wie ich ihn noch nie gehört und den ich Ihnen nicht beschreiben kann. Es schien mir ganz unzweifelhaft, daß er von Einem herrühren müsse, der sich im Thurm befinde.“

„Ich danke dem Himmel, daß ich das nicht gesehen und gehört habe; ich hätte ganz gewiß meinen Krampfanfall bekommen,“ flüsterte innerlich erbebend Fräulein Ernestine.

„Wir wissen Alle,“ fuhr der Major fort, „daß der Thurm seit undenklicher Zeit nicht bewohnt wurde, ja daß er bis jetzt immer fest verschlossen und für Jedermann unzugänglich war. Wer war der nächtliche Besucher? Wie kam er in den Thurm? Was hatte er da zu thun? Ich konnte mir dies schlechterdings nicht erklären. Der Castellan hatte ja den Schlüssel, jedenfalls mußte er Auskunft geben können. Daß er selbst um Mitternacht im Thurm umherwandle, schien mir nicht glaublich, da er sonst immer sehr zeitig zu

Bette geht. Ich öffnete nun ein anderes Fenster, von welchem aus ich die Wohnung des Castellans sehen kann. Auch bei ihm war Licht, er mußte also noch auf sein. Ich ging unverzüglich zu ihm hinüber. Dicht vor seiner Hausthür traf ich mit ihm zusammen; er kam aus dem äußeren Schloßhofe.

„Aber so sagen Sie mir doch, Böhme," redete ich ihn an, „was hat es zu bedeuten, daß drüben im Thurm ein Licht brennt?"

„Es ist heute Abend Jemand dort eingezogen, Herr Major," antwortete er mit leiser, zitternder Stimme.

Ich betrachtete mir den alten Mann beim Schein der mitgenommenen Laterne genauer; er schien mir in hohem Grade erregt.

„Eingezogen", fragte ich, „in den Thurm eingezogen? Erklären Sie sich deutlicher; wer ist eingezogen?"

„Ihr Vetter," entgegnete er, „der Herr Schiffscapitän Nicander."

Als der Major diesen Namen nannte, entfuhr den Schwestern Bimbach, sowie dem Baron Odenfeld ein lauter Ausruf des Staunens.

Die Uebrigen schwiegen; sie mußten die wichtige Nachricht wohl schon gehört haben.

„Ich war ganz so erstaunt, wie Sie es jetzt sind," sagte der Major zu Jenen gewendet, „und ich

fragte Böhme, wie in aller Welt dies so plötzlich und unerwartet habe geschehen können.

Er zuckte die Achseln und berief sich mit jener ängstlichen und geheimnißvollen Miene, die Sie Alle an ihm kennen, auf eine Ordre seines gnädigen Herrn, des Grafen. Dieselbe sei erst gestern Abend eingetroffen, so daß er kaum Zeit gehabt habe, ein paar Zimmer im Thurm einigermaßen wohnlich herzurichten. Ich weiß nicht, ob Sie, Cousine Fellenbach, von jener Ordre Kenntniß gehabt haben."

„So wenig wie Sie, Vetter," entgegnete die Generalin. „Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?"

„Nur noch das Eine, daß ich Böhme fragte, warum er denn den Capitän gerade in den Thurm einlogirt habe, da es ja doch im Schloß noch Zimmer genug gebe. Er antwortete mir, der Herr Capitän habe das selbst so gewünscht. Ich suchte ihn auch in Betreff der seltsamen Töne auszuforschen. Er aber wollte keine solchen gehört haben und meinte, es müsse eine Täuschung gewesen sein."

„Wie denken meine lieben Verwandten über diesen seltsamen Vorfall?" fragte die Generalin, nachdem der Major geendet hatte. „Was sagen Sie dazu, Cousine v. Osten?"

„Ich bin vollkommen consternirt," erwiederte Frau v. Osten mit einer feinen, quäckenden Stimme und einem

bitteren sarkastischen Lächeln. „Ich begreife wirklich unseren Vetter, den Grafen, nicht. Was beabsichtigt er denn eigentlich? Will er aus Ronneburg ein Familien-Hospital machen? Nachgerade wird diese Verwandtenanhäufung höchst ridicüle und gibt uns dem Gespötte der Welt preis. Das ist meine Meinung."

Sie hatte diese ihre Meinung mit nicht sehr schmeichelhaften Zusätzen schon geäußert, als die zwei Fräulein Bimbach aufs Schloß zogen. Ihre Worte waren den Schwestern zu Ohren gekommen und hatten viel böses Blut gemacht.

Auch jetzt wieder hatte sie offenbar nicht ohne Beziehung auf die Bimbachs gesprochen, und Fräulein Blandina's Gesicht färbte sich mit der dunklen Röthe des Zorns.

Um einer bissigen Antwort des Fräuleins vorzubeugen, übernahm es die Generalin, Frau v. Osten zur Ordnung zu rufen.

„Ihre Meinung, liebe Cousine, kann ich nicht theilen," sagte sie mit sanftem Nachdruck. „Ich kann unmöglich der uns erwiesenen Gastfreundschaft eine Absicht unterschieben, die dem Grafen, falls er sie wirklich hegte, zur Unehre gereichen würde. Und was das Gespötte der Welt betrifft, nun, da hoffe ich, daß wir Alle zu vernünftig sind, uns durch das Gerede thörichter Leute beirren zu lassen."

„Wir Alle besitzen in dieser Hinsicht nicht Ihren bewährten moralischen Muth, Cousine," entgegnete Frau v. Osten spöttisch. „Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mich das Bewußtsein, aller Leute Augen auf mich gezogen zu haben, einigermaßen verwirren würde."

Dies war eine sehr deutliche Anspielung auf gewisse, Aufsehen erregende Vorfälle aus dem Leben der ehemaligen Hofdame. Noch bevor sie antworten konnte, ergriff Fräulein Blandina schnell das Wort. Mit einem giftigen Seitenblick, der schräg über Frau v. Osten's Höcker hinstreifte, sagte sie in scharfem Tone:

„Nun allerdings wünscht nicht Jeder die Blicke aller Leute auf sich zu lenken, und ich begreife recht wohl, daß Mancher in diesem Punkte eine leicht zu verwundende Empfindlichkeit besitzt."

Frau v. Osten war sichtbar im Begriff, zornig aufzufahren, doch es gelang der Generalin, den drohenden Sturm zu beschwören, indem sie unter Entfaltung ihrer ganzen majestätischen Würde die dringende Bitte äußerte, auf das angeregte Thema zurückzukommen und sich daran zu halten.

„Keines von uns kennt den so unerwartet eingetroffenen Vetter Nicander," schloß sie. „Keines von uns hat die leiseste Vermuthung, auf welchen Fuß er sich mit uns zu stellen wünscht, und — auf welchen Fuß wir uns mit ihm werden stellen können. In

Anbetracht seiner bisherigen Lebensweise steht zu befürchten, daß es zwischen uns und ihm nur wenige Anknüpfungspunkte gibt. Uebrigens will ich natürlich unserem Urtheil über ihn in keiner Weise vorgreifen. Vielleicht ist er ein durchaus gebildeter Mann, nur haben wir einige Ursache, dies zu bezweifeln. Sie werden mich verstehen; ich habe blos andeuten wollen, daß es wohlgethan sein dürfte, ihm gegenüber eine gewisse Vorsicht zu beobachten."

„Wir werden uns äußerst zurückhaltend gegen ihn benehmen müssen," meinte Fräulein Blandina.

„Ihn lieber ganz und gar ignoriren," flüsterte Fräulein Ernestine.

„Ihm von vornherein den Standpunkt klar machen," lachte der Major.

„Jedoch die Höflichkeit nicht bei Seite setzen, die wir jedem Gaste des Grafen schuldig sind," sagte die Generalin.

„Wer und was ist denn eigentlich dieser Herr Nicander?" fragte der Kammerjunker v. Osten mit einer galanten Verbeugung gegen die Generalin. „Da ich nicht die Ehre habe, unmittelbar zur Familie zu zählen, so hoffe ich, daß man mir meine Unwissenheit verzeihen wird."

Man fand seine Unwissenheit sehr verzeihlich, denn nie war unter den Verwandten von jenem Nicander,

der sich immer in Norwegen aufgehalten hatte und den sie daher nicht kannten, die Rede gewesen.

„Er ist der Sohn der jüngsten Schwester des Grafen Magnus Werneberg,“ antwortete die Generalin.

„Von Adel?“

„O nein, er ist ein Bürgerlicher!“ rief Frau v. Osten mit geringschätzender Miene.

„Seines Zeichens ein Schiffer,“ fügte der Major hinzu.

„Und Wallfischfänger,“ ergänzte mit tiefer Baßstimme der Baron v. Odenfeld.

„Diese Leute sollen abscheulich nach Thran riechen,“ sagte Fräulein Ernestine, indem sie leicht zusammenschauerte.

„Und furchtbar grobe Manieren haben,“ rief ihre Schwester Blandina. „Ich habe gehört, daß alle Seeleute fluchen, Schnapps trinken und Taback kauen.“

„Entsetzlich!“ stammelte Fräulein Ernestine.

„Sie werden gestehen, lieber v. Osten,“ sagte der Major, „daß man sich mit einem Verwandten dieser Art nicht so ohne weiteres auf den Fuß der Gleichheit stellen kann.“

„O, ich bin ganz Ihrer Ansicht,“ erwiederte der Kammerjunker, doch wird er hoffentlich droben am Nordpol nicht so ganz und gar zum Eisbären geworden sein, daß es unmöglich sein sollte, ihn wieder zu entwildern.

„Da wir hier, wie mich bedünken will, zum Zweck einer Familienberathung zusammenberufen sind," sagte Frau v. Osten in spöttischem Tone, „so möchte ich mir die Frage erlauben, warum Sie, liebe Cousine Fellenbach, nicht auch unseren Neffen Bernhard Günther herbeschieden haben."

Aus der Brust Ernestine's stahl sich ein verschämter Seufzer, der zu gestehen schien, daß auch sie den Genannten hier vermisse.

„Ich habe keine Einladung an den jungen Menschen ergehen lassen," antwortete mit würdevoller Ruhe die Generalin, „weil ihm bei einer Familien-Versammlung keine rathgebende Stimme gebührt. Er weilt erst seit kurzer Zeit auf dem Schlosse und ist in unseren Kreis noch nicht aufgenommen."

„Dieser junge Landschaftsgärtner, wie er sich, glaube ich, betitelt," wendete sie sich an den Kammerjunker, „ist ein Schwestersohn jenes Seefahrers Nicander, mithin sowohl mütterlicher- als väterlicherseits ein Bürgerlicher."

Der Kammerjunker machte eine Pantomime des Bedauerns, welche deutlich ausdrückte, welch großes Gewicht er dieser Bemerkung beilegte.

„Er hat jedoch recht untadelhafte Manieren," äußerte Fräulein Blandina.

„Er soll sehr talentvoll sein,“ lispelte Fräulein Ernestine.

„Spielt er etwa die Guitarre?“ fragte die boshafte Frau v. Osten.

Fräulein Ernestine kehrte der Frau v. Osten mit einer plötzlichen Wendung den Rücken.

„Möchte sich doch lieber sein Talent im Anbau guter Gemüse bewähren; das wäre für uns jedenfalls wünschenswerther,“ sagte der Major.

„Sollte sein Plan zu den neuen Parkanlagen zur Ausführung kommen, so stünde es um unser Gemüse nicht zum besten,“ brummte der Baron Odenfeld starr vor sich niederblickend. „Er will an der Stelle, wo die Spargelbeete sind, Blumen pflanzen.“

Der Baron, überhaupt ein großer Feinschmecker, besaß eine stark ausgeprägte Vorliebe für Spargel, und man hatte die Entdeckung gemacht, daß er oft in sehr frühen Morgenstunden die sämmtlichen Spargel für seinen ausschließlichen Gebrauch stach.

Seine Bemerkung rief daher von Seite der Frau v. Osten ein schallendes Gelächter hervor, in welches ihr Bruder, der Major, mit einstimmte.

Der Baron ließ ein dumpfes, trotziges Knurren hören und starrte noch düsterer als zuvor in seine leere Tasse.

„Weiß man, was Graf Werneberg mit diesen

großartigen Parkanlagen bezweckt?“ fragte der Kammerjunker. „Sollte er wohl beabsichtigen, selbst seinen Wohnsitz auf Ronneburg aufzuschlagen, oder will er nur seinen hiesigen Verwandten einen neuen Genuß verschaffen?“

„Das Letztere, wollen wir annehmen, denn daß er die Absicht haben sollte, nach Ronneburg zu ziehen, ist mehr als unwahrscheinlich,“ entgegnete die Generalin.

„Wenn er indeß uns befragt hätte, so würden wir auf diesen neuen Genuß höflichst verzichtet haben,“ fiel Frau v. Osten ein, „denn der Genuß von Obst und Gemüse, den keineswegs nur der Vetter Odenfeld allein so hoch schätzt, dürfte uns dadurch allerdings auf lange Zeit benommen sein.“

„Wie Schade, daß der Graf Sie nicht befragt hat, Cousine v. Osten!“ äußerte Fräulein Blandina, indem sie den Kopf in den Nacken warf.

„Mich?“ rief Frau v. Osten. „O, er wird wissen, daß ich hier eine ebenso untergeordnete Stellung einnehme wie Sie, meine Liebe. Sie hätten besser gethan, Ihre Apostrophe an die Frau Generalin zu richten.“

Man konnte sicher sein, daß die Frau von Osten äußerst erbittert war, wenn sie sich des Ausdrucks „Frau Generalin“ bediente. Diese schien aber ihre letzten Worte überhört zu haben.

„Wir sind abermals von dem Gegenstande unserer Berathung abgekommen," sagte sie. „Würden meine lieben Verwandten mir beistimmen, wenn ich den Vorschlag stellte, den Besuch unseres Vetters Nicander, falls er uns einen solchen zugedacht haben sollte, zwar anzunehmen, jedoch . . ."

Sie wurde durch das Eintreten der Kammerjungfer unterbrochen, die sich ihr näherte und ihr eine Visitenkarte überreichte.

Die Generalin betrachtete die Karte und las dann mit gedämpfter Stimme:

„Gustav Nicander."

„Der Herr läßt anfragen, ob es der gnädigen Frau genehm sei, ihn zu empfangen," sagte die Zofe.

„Führe ihn herein, Babette."

Es war, als habe sich ein elektrischer Stoß, von der Generalin ausgehend, durch den ganzen Kreis fortgepflanzt. Auf allen Gesichtern war die höchste Spannung zu lesen und ein leises „Ah!" ertönte von allen Lippen.

Der Kammerjunker erhob sich, nahm von einem Nipptisch ein Flacon und reichte es Fräulein Ernestine.

„Da Sie dem Thrangeruch so abhold sind, mein Fräulein," sagte er lächelnd, „so dürfte Ihnen diese Eau de Cologne gute Dienste leisten."

Fräulein Ernestine fand das sehr spaßhaft und kicherte.

Der Schiffscapitän Nicander, der darauf ins Zimmer trat, war ein Mann in den Sechzigen. Er hatte eine kurze, gedrungene Statur und ein stark gebräuntes, bartloses, äußerst intelligentes Gesicht. Auf seiner breiten, gewölbten Stirn, in seinen lebhaften, etwas stechenden Augen, in dem feinen Zuge um seinen festgeschlossenen Mund lag der Ausdruck von Klugheit und kühner Entschlossenheit.

Trotz seines hohen Alters waren seine Bewegungen ausnehmend elastisch und zeugten von großer Körperstärke.

Sein Anzug war der eines einfachen Seemanns, aber von feinstem Stoff. Die kurze dunkelblaue Jacke mit Ankerknöpfen stand ihm gut. Ein lose um den Hals geschlungenes Tuch von rother Seide war vorn durch einen breiten goldenen Ring gezogen. Einen breitrandigen blanken Hut von Wachstuch hielt er in der unbehandschuhten Linken.

Sein Aeußeres, namentlich aber sein Benehmen hätte sicherlich auf jeden vorurtheilsfreien Beobachter den günstigsten Eindruck gemacht. Dennoch hatte er wahrlich keinen Grund, über den Empfang erfreut zu sein, der ihm von Seite seiner Verwandten zu Theil wurde. Frau v. Osten und Fräulein Blandina be-

trachteten ihn mit insolenten Blicken, Fräulein Ernestine schnüffelte geräuschvoll an dem geöffneten Flacon und die drei Herren erwiederten seine Verbeugung in möglichst nachlässiger Weise und ohne sich von ihren Sitzen zu erheben.

Nichts konnte angemessener und zwangloser sein, als die Art und Weise, in welcher sich Nicander der Generalin näherte und ihr seine Genugthuung darüber aussprach, so bald nach seiner Ankunft einer Verwandten seine Aufwartung machen zu dürfen, nach deren Bekanntschaft er sich immer gesehnt und in deren Nähe zu leben, wie ihm jetzt der Augenschein bestätige, ein Glück sei, dessen er sich nur zu lange beraubt habe.

„Ich komme geradeswegs von der grönländischen Küste zu Ihnen, gnädige Cousine,“ so schloß er; „lassen Sie einige erwärmende Sonnenstrahlen Ihrer Huld einem müden und vor Kälte noch halb erstarrten Wanderer zugute kommen, der seinerseits keinen höheren Wunsch hegt, als den, Ihres Wohlwollens sich würdig zu zeigen.“

Die Generalin war zu sehr Weltdame, als daß sie nicht auf den ersten Blick hätte erkennen sollen, keinen rohen Matrosen vor sich zu haben. Doch eingedenk der eben geäußerten Ansicht, die ihren übrigen Verwandten zur Richtschnur dienen sollte, war ihre

Erwiederung eine äußerst zurückhaltende. Mit ceremoniöser Artigkeit stellte sie dem Fremden die Versammelten vor. Bei Nennung der einzelnen Namen erfolgten von Seite der Damen abermals insolente Blicke, von Seite der Herren abermals steife, kaum bemerkbare Neigungen des Kopfes.

Den Schiffer schien dies nicht im Mindesten zu beirren. Er nahm, als ihn die Generalin dazu aufforderte, einen Stuhl; da aber Niemand Miene machte, ihm am Tische einen Platz einzuräumen, so setzte er sich mit der freundlichsten Miene von der Welt außerhalb des Kreises. In der That, er mußte sehr anspruchslos sein.

Die Unterhaltung wäre sofort ins Stocken gerathen, wenn Nicander ebenso stumm gewesen, wie die Uebrigen. Er war aber im Gegentheil sehr gesprächig und erzählte in so anziehender Weise von den Mühen, Gefahren und vielfachen Abenteuern, die mit langen Seereisen verbunden sind, daß er sich bald die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer erzwang.

Dann ging er allmälig auf andere, seine persönlichen Verhältnisse ausschließlich betreffenden Gegenstände über und flocht die Bemerkung ein, daß sein Vetter, der Graf Werneberg, ihm schon vor mehreren Jahren das Anerbieten gestellt habe, sich, falls er später einmal geneigt sein sollte, die See mit dem

festen Lande zu vertauschen, auf Ronneburg zur Ruhe zu setzen.

„Kennen Sie unseren Vetter, den Grafen, persönlich?" fragte die Generalin mit sichtbar großem Interesse.

„Nein, gnädige Cousine," entgegnete Nicander, „ich sah ihn noch nie."

„Sie hielten sich jedoch oft längere Zeit in Norwegen auf, nicht wahr?"

„Ich hatte allerdings mein Domicil in Norwegen, der Graf aber lebte in Schweden. Diese Länder haben eine ungeheure Ausdehnung und nur spärliche Communicationsmittel. Es fehlte mir jeder Anlaß, eine beschwerliche Landreise nach seinen Gütern zu unternehmen. Sie werden ihn natürlich kennen, meine Gnädige?"

„So wenig wie Sie."

„Das heißt, ganz und gar nicht?"

„In der That, ganz und gar nicht."

„Man hat mir gesagt, daß ich einige Aehnlichkeit mit ihm habe."

„Ich kann darüber nicht urtheilen, denn auch ein Bild von ihm ist mir, da er sich immer geweigert hat, sich malen oder photographiren zu lassen, nie zu Gesicht gekommen."

Nicander erhob sich jetzt, drückte noch einmal in

verbindlichen Worten seine Freude aus, die sämmtlichen werthgeschätzten Verwandten kennen gelernt zu haben, dankte der Generalin aufs Artigste für ihren freundlichen Empfang und entfernte sich.

Eine lange Pause erfolgte.

Eines sah verstohlen das Andere an, Niemand schien geneigt, sich zuerst über den norwegischen Vetter zu äußern.

„Ich muß gestehen," hub endlich die Generalin an, „daß wir hinsichtlich dieses Mannes sehr im Irrthum waren, indem wir annahmen, es mit einem rohen und ungebildeten Menschen zu thun zu haben. Es wird nothwendig sein, ihm weit mehr Rücksichten zu erweisen, als es vorhin unter uns festgestellt wurde."

„Wie," rief Frau v. Osten mit dem Ausdruck des Staunens, „Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß er ein Mann von Erziehung ist?"

„Mir scheint, Cousine, daß er sich soeben in untadelhaftester Weise benommen hat. Ich halte ihn allerdings für einen gebildeten und sehr gescheiten Mann."

„Wenn er wirklich gebildet und gescheit wäre, so hätte er sich nicht untadelhaft benommen, denn alsdann müßte er wissen, daß man Damen nicht in einer Matrosenjacke, mit einem blanken Hut von schwar=

zem Wachstuch und ohne Handschuhe seine Aufwartung macht. In Norwegen oder Grönland mag das Sitte sein, hier ist es ganz einfach unschicklich.

„Ach, meine Liebe, dies sind doch nur Aeußerlichkeiten."

„Auf die Sie jedoch als ehemalige Hofdame sehr viel zu halten pflegen. Was mich betrifft, so bleibe ich bei der vorhin geäußerten Ansicht, daß man diesen Menschen vollkommen ignoriren muß."

„Sie, meine Freunde," sagte die Generalin mit großem Nachdruck, sich zu den Uebrigen wendend, „werden, so hoffe ich, zu einer ganz entgegengesetzten Ueberzeugung gelangt sein."

„Wenn Sie nur Solche zu Ihren Freunden zählen, Frau Generalin, die bedingungslos sich Ihrem Willen fügen, so werde ich mich über die Ausnahme, die Sie hinsichtlich meiner machen, leicht zu trösten wissen."

Mit diesen Worten hüpfte die kleine Dame vom Sopha herunter und rauschte aus dem Gemache.

„Wenn sie einen Augenblick länger dageblieben wäre," sagte, als sich kaum die Thür hinter Frau v. Osten geschlossen hatte, Fräulein Blandina in scharfem Tone, „wenn sie nur einen Augenblick länger dageblieben wäre, so hätte ich ihr die Beleidigung, die

sie mir und Anderen ins Gesicht schleuderte, zurückgegeben."

„Es will mich bedünken, Cousine, daß ich allein Grund hätte, mich beleidigt zu fühlen," entgegnete gelassen die Generalin.

„Alsdann werden Sie nicht verstanden haben, daß Frau v. Osten uns als Solche bezeichnete, die Ihnen gegenüber einen sklavischen, entwürdigenden Gehorsam an den Tag legen."

„Ach, theuerste Cousine, so waren doch ihre Worte nicht zu deuten. Ich bitte Sie dringend, keinem Groll gegen Frau v. Osten in Ihrem Herzen Raum zu geben; wir wissen ja Alle, daß sie mitunter an einer beklagenswerthen Reizbarkeit leidet."

„Ich danke für die Ermahnung, bedaure jedoch, keinen Gebrauch davon machen zu können. Wenn Sie hinsichtlich der Frau v. Osten eine Meinungsänderung von mir verlangen, so gewinnt es den Anschein, als wollten Sie ihren Worten eine noch tiefere Bedeutung unterbreitet wissen, als ich selbst ihnen beilegte. Mein Gehorsam hat jedoch seine Grenzen. Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe."

Unter dieser nicht durchaus logischen Rede hatte sich das Fräulein erhoben. Sie gab ihrer Schwester einen Wink, ihr zu folgen, und verließ im heftigsten Unwillen das Zimmer.

„Es war sehr freundlich von Ihnen, Cousine Fellenbach, meine Schwester gegen solch rohe Angriffe in Schutz zu nehmen,“ ergriff nunmehr der Major das Wort, „was aber die Aeußerungen meiner Schwester über den Norweger betrifft, so muß ich sie in Schutz nehmen. Der Mann will mir ganz und gar nicht gefallen. Hätte er sich uns in der offenen, schlichten und biederen Weise dargestellt, die wir an Seeleuten kennen und achten, so hätte mich das mit seiner kurzen Jacke und seinem blanken Hut leicht versöhnt. Aber dieses glatte, zierliche, einschmeichelnde Wesen an einem Wallfischfänger ist mir geradezu widerlich. Ich werde ihm nicht entgegenkommen, und wenn das abscheuliche Gewinsel im Thurm noch öfter meine Nachtruhe stört, so werde ich ihn darüber ganz energisch zur Rede stellen.“

„Es würde mir sehr leid thun, wenn aus solchen unerheblichen Dingen vielleicht arge Mißhelligkeiten erwachsen sollten,“ entgegnete die Generalin.

„Sie würden sich am Ende noch zu seiner Partei schlagen — ist es so zu verstehen, Cousine?“

„Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen irgend welchen Grund gegeben hätte, es so zu verstehen, Vetter.“

„Nun, Ihre plötzlich erwachte Vorliebe für diesen Matrosen muß mir als Entschuldigung dienen, falls ich zu weit gehende Schlüsse ziehe. Ich habe

die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen, Cousine."

Der Major verbeugte sich mit einer sehr verdrießlichen Miene vor der Generalin und entfernte sich. Auch die beiden anderen Herren hatten ihre Plätze verlassen und verabschiedeten sich gleichfalls.

Der Kammerjunker war der Letzte, der das Zimmer verließ. Er führte die ihm von der Generalin gereichte Hand an seine Lippen und flüsterte:

„Sie haben einen schweren Stand, gnädige Frau; ich bewundere Ihre Geduld."

„Geduld hat mich schon oft zum Ziele geführt und wird mir auch diesmal den Sieg verschaffen," entgegnete lächelnd die Generalin.

Im Vorzimmer stieß der Kammerjunker wieder zu den beiden Anderen.

„Wieder einmal eine stürmische Sitzung," sagte er leise zu dem Baron.

„Ich werde keiner mehr beiwohnen," brummte der Baron.

Er murmelte noch etwas in den Bart, wovon das scharfe Ohr des Kammerjunkers nur das eine Wort „Bagage" aufzufangen vermochte.

Viertes Capitel.

Ein wichtiges Geheimniß.

Es gibt bekanntlich Leute, die es höchst spaßhaft finden, an Geburtstagen und bei anderen feierlichen Gelegenheiten ihren Freunden ungeheure Ballen ins Haus zu schicken, unter deren zahllosen Umhüllungen ein winziger Gegenstand, wie zum Beispiel ein Cigarrenetui oder eine Streichholzbüchse, sich sehr bescheiden verbirgt. Es gibt bekanntlich auch Romanschreiber, die es lieben, in ähnlicher, gleich sinnreicher Weise irgend ein Geheimniß zu emballiren, um es, nachdem in jedem zweiten oder dritten Capitel eine der vielen Packhüllen abgestreift worden, endlich am Schluß des letzten Bandes vollends auszuschälen.

Aber abgesehen davon, daß es doch etwas ganz absonderlich Exquisites sein müßte, wonach man die Leser so lüstern macht, daß sie vor Aufregung und Neugier in einen fieberhaften Zustand gerathen, und abgesehen davon, daß ich ein solch kostbares Kleinod nicht zu bieten habe, widerstrebt auch ein derartiges Verfahren meinem Naturell.

Es wird mir selbst in Fällen höchster Nothwendigkeit äußerst schwer, dem Leser irgend etwas, sei es, was es wolle, zu verheimlichen; ja sollte er es der

Mühe werth finden, mich über meine Privatverhältnisse auszuforschen, ich wäre im Stande, ihn auch in diese einzuweihen.

Es ist erstaunlich, welch unbegrenztes Zutrauen der Autor zu seinem Leser fassen kann!

Was ich dem geneigten Leser jetzt zu eröffnen mich gedrungen fühle, ist einfach dies:

Der Mann, der in so unerwarteter Weise auf Ronneburg eingetroffen war und den wir im vorigen Capitel bei seinen Verwandten sich einführen sahen, war gar nicht jener norwegische Vetter Nicander, sondern der schwedische Vetter, Graf Werneberg.

Wenn es Jemand seltsam oder gar unglaublich finden sollte, daß ein Mann in der Stellung und von dem Alter des Grafen sein eigenes Schloß besuchte, um seinen sämmtlichen Verwandten eine wächserne Nase anzudrehen, so bitte ich, darum keinen Tadel gegen mich zu erheben.

Du lieber Himmel, bin ich etwa für die Handlungen des Grafen Werneberg verantwortlich?

Meine Geschichte ist keine erfundene, sondern eine durchaus wahre, und meine Pflicht beschränkt sich daher auf eine treue Darlegung von Thatsachen; mir also keine Vorwürfe!

Was dagegen den Grafen Werneberg betrifft — o über ihn mögt Ihr denken und sagen, was Euch

beliebt. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, ihn als ein Muster männlicher Tugenden hinzustellen, und ich fühle mich keineswegs berufen, ihn gegen Rügen, mögen sie ungerecht sein oder nicht, in Schutz zu nehmen.

Er war sein Leben lang ein excentrischer Kopf, er faßte immer seine Entschlüsse schnell, zauderte nie, sie auszuführen, und war hinsichtlich des Zieles so wenig scrupulös, wie in Ansehung der Mittel, es zu erreichen. Er hatte oft genug aus bloßer Laune noch weit abenteuerlichere Dinge unternommen; diesmal durfte er sich doch wenigstens mit gutem Gewissen und reiner Wahrheit sagen, daß er einen Zweck vor Augen habe, der an sich keineswegs verwerflich war.

Der Graf nämlich war alt und hatte sich allmälig an den Gedanken gewöhnt, daß er bald von dieser Welt abberufen werden könnte. Und er war kinderlos und wünschte daher unter seinen Verwandten Denjenigen ausfindig zu machen, in dessen Händen das ungeheure Vermögen, welches er bei seinem Tode hinterlassen würde, am besten aufgehoben sei.

Persönlich kannte er keinen Einzigen von ihnen, und was er von ihnen wußte, sprach nicht sehr zu ihrem Lobe. Aber er wußte freilich nicht viel mehr, als was ihm das Gerücht gesagt hatte, und er wollte selbst sehen, um selbst urtheilen zu können.

Sie waren alle schlechte Verwalter ihrer eigenen Geldmittel gewesen, sie hatten sich Alle durch leichtsinnige Verschwendung in eine Lage gebracht, in welcher sie auf seine Mildthätigkeit hingewiesen waren; allein das Unglück konnte diesen oder jenen zur Vernunft gebracht haben — er zweifelte daran, aber es war doch immerhin möglich. Eine löbliche Ausnahme von der in der Familie herrschenden Regel hatte bisher nur sein Neffe Bernhard Günther gemacht. Dieser war nach Allem, was er über ihn in Erfahrung gebracht, ein selbständiger Charakter, ein strebsamer, begabter junger Mann, der sich immer nur auf seine Kraft gestützt, nie aber fremde Hülfe in Anspruch genommen hatte.

Nachdem der Graf den eigenthümlichen Entschluß gefaßt, unter einem angenommenen Namen nach Ronneburg zu ziehen, um die sämmtlichen Mitglieder seiner Familie kennen zu lernen, ließ er durch seinen Geschäftsträger den jungen Landschaftsgärtner auffordern, sich nach dem Schloß Ronneburg zu begeben und den Plan zu einer großartigen Parkanlage im englischen Stil zu entwerfen, die an Stelle der jetzigen Wildniß treten solle.

Es wurde ihm nur unter Angabe der darauf zu verwendenden Summe in flüchtigen Umrissen angedeutet, wie sich der Graf die Anlage ungefähr gedacht habe.

Da die ausgeworfene Summe eine sehr beträchtliche und für alle Fälle ausreichende war, so war auch dem jungen Manne bei seinen Entwürfen möglichst freie Hand gelassen.

Bernhard Günther, der gerade durch keine feste Anstellung gebunden war, ging mit Freuden auf einen Vorschlag ein, der ihm Gelegenheit bot, in so vollem Maße sein Talent und seine reichen Fachkenntnisse zu bewähren.

Er fand bei seiner Ankunft auf Ronneburg ein für den Zweck wunderbar günstig geformtes Terrain, eine Wildniß von uralten Bäumen jeder Gattung, aus welcher sich schöne Gruppen herstellen ließen, weite, mit Schluchten und schroffen Hügeln wechselnde Ebenen für Grasplätze und Spazierwege, herrliche Fernsichten für künftige Pavillons, pittoreske Partien bei der Ruine, geeignet zur Anlage von Felsengrotten und Wasserfällen, kurz Alles, was die Natur dem künstlerisch ordnenden Geiste eines Mannes von seinem Fach nur zu bieten vermag.

Sein sorgfältig ausgearbeiteter Plan nebst genauen Kostenüberschlägen wurde baldmöglichst an den Geschäftsträger, und von diesem an den Grafen eingesendet, der seinerseits Alles wiederum Sachkundigen zur Begutachtung vorlegte.

Das von diesen gefällte Urtheil war ein überaus

günstiges und gab dem Grafen die Ueberzeugung, daß es seinem jungen Verwandten weder an Kenntnissen, noch an Ideen fehle.

Aber wie stand es um seine praktische Erfahrung und Tüchtigkeit?

Der Graf entschloß sich, ihn noch weiter auf die Probe zu stellen und ließ ihm daher eine Summe anweisen, mit welcher gewisse Theile des Planes sogleich zur Ausführung gebracht werden sollten. Die Arbeit selbst wollte der Graf, der in solchen Dingen eine große Einsicht besaß, incognito überwachen.

Bewährte sich der junge Mann auch in dieser Hinsicht und entsprach er sonst nur einigermaßen der von ihm gemachten Beschreibung, so war er zum Erben so gut wie endgültig designirt.

Der Graf wollte also seine Verwandten, namentlich den jungen Bernhard Günther, gründlich kennen lernen, und es ist nicht zu leugnen, daß ihm hiebei das gewählte Mittel gute Dienste zu leisten versprach.

Kam er als Graf Werneberg nach Ronneburg, so mußte er auf folgende Dinge gefaßt sein:

1. Böllerschüsse. 2. Eine Ehrenpforte an der Gutsgrenze mit Flaggen und Sinnsprüchen. 3. Feierliche Anrede des Amtmanns oder Pfarrers, nebst ehrerbietigem Angrinsen der en haie aufgestellten Beamten. 4. Hutschwenken und Hurrahrufe enthusiastischer, das

heißt trunkener Bauern. 5. Weitere Böllerschüsse. 6. Eine zweite Ehrenpforte am Schloßthore. 7. Weißgekleidete Jungfrauen mit Blumen und einem unter Zittern und Zagen hervorgestammelten Gedicht. 8. Noch mehr Böllerschüsse. 9. Umarmung, unter Freudenthränen von Seite der Verwandten. 10. Noch einige Böllerschüsse. 11. Abends Illumination mit gefärbten Lampen, Pechfackeln, Transparents, Raketen und Schwärmern.

Nun aber empfand der Graf gegen nichts in der Welt einen so heftigen Widerwillen, wie gegen Huldigungen der obenerwähnten Art. Er hätte sie sich verbitten können, das heißt die Böllerschüsse, Ehrenpforten u. s. w., aber die Freudenthränen der Verwandten konnte er sich nicht verbitten, und er fürchtete sie doch mehr als alles Andere.

Er konnte sicher sein, daß die Verwandten ihr Möglichstes thun würden, jede gute Eigenschaft, die sie nicht besaßen, zu heucheln, und jede schlechte, die sie besaßen, aufs Sorgfältigste zu verheimlichen.

Er konnte sicher sein, daß es ihm nicht gelingen werde, durch die dicke glatte Schale der zum Zweck der Erbschleicherei aufgebotenen Verstellung, Lobhudelei und Speichelleckerei bis an den eigentlichen Kern einzudringen.

Ja selbst von dem voraussichtlich ehrlicheren und offeneren Bernhard Günther war es kaum zu erwar-

ten, daß er sich ganz und gar so geben würde, wie er war, wenn er sich dem Grafen gegenübergestellt sähe, dem er hinsichtlich des erhaltenen Auftrages sich schon tief verpflichtet fühlen mußte.

Das Verlangen, besser zu scheinen, als man ist, namentlich in den Augen Solcher, die alle Mittel besitzen, das zur Schau getragene Verdienst überreichlich zu belohnen, ist ein zu natürliches, als daß wir den Grafen eines gar zu krassen Pessimismus zeihen dürften, weil er es bei Jedermann voraussetzte.

Wie der Graf, nachdem er den abenteuerlichen Entschluß gefaßt hatte, auf den Einfall gerieth, sich gerade unter dem Namen seines norwegischen Vetters Nicander auf Ronneburg einzuführen, das sollt Ihr nun gleich auch erfahren.

Es waren vor mehreren Jahren Umstände eingetreten, die es den Grafen fast bereuen ließen, seinen Verwandten auf dem Schlosse freie Station eingeräumt zu haben.

Von Seite der dort Angestellten liefen nämlich bittere Klagen ein über die maßlosen Anforderungen, die Jene erhoben.

Der Förster klagte über ungeheure Verschwendung an Holz, der Revierjäger über Verödung der Wildbahn, der Gärtner über nicht zu befriedigende Requisitionen an Obst und Gemüse, der Castellan über tau-

send andere Dinge. Alle zugleich aber beschwerten sich über grobe Behandlung.

Dem Grafen begannen die Hülferufe seiner Untergebenen noch langweiliger zu werden, als ihm früher die Hülferufe der Verwandten gewesen waren, und er sann über geeignete Mittel nach, dem Unwesen zu steuern. Da richteten sich plötzlich seine Gedanken auf den norwegischen Vetter, und er lachte laut auf.

Es war ein schadenfrohes, boshaftes, unheimliches Lachen, das Lachen einer Hyäne, einer Gorgone, eines Mephisto.

Der norwegische Vetter war nämlich — und der Graf wußte dies — ein so plumpes, rohes, ungehobeltes Exemplar von einem Wallfischfänger, wie nur je eines zwischen Grönland und Spitzbergen sein abscheuliches Wesen getrieben hat: ein grogsaufender, tabackkauender, unsauberer, polternder, fluchender und wetternder Gesell, der sich am behaglichsten fühlte, wenn er, die großen Fäuste tief in seine weiten Schifferhosen begraben, auf dem schmierigen Deck seines thranbeladenen Schiffes auf- und abtrampen uud bei dem geringfügigsten Anlaß eiuen Hagel von grausenerregenden Schimpfreden über seine Matrosen ausschütten konnte; ein hitzköpfiger, halsstarriger, gewaltthätiger, unbändiger Grobian, der es gewohnt war, jedes Hinderniß, das er auf seinem Wege fand, blind-

lings niederzurennen; ein Händelsucher und Raufbold, der dem unbedeutendsten Widerspruch dadurch begegnete, daß er seine Jacke auszog, seine Hemdärmel emporstreifte und seinem Gegner einen Faustkampf anbot; ein — doch genug, wer das Glück gehabt hat, noch nie einen Wallfischfänger aus Bergen zu Gesicht zu bekommen, könnte denken, daß ich übertreibe.

Der Plan des Grafen lief nun darauf hinaus, den alten Seemann zu bewegen, gleichfalls nach Ronneburg zu ziehen, wo voraussichtlich sofort nach seiner Ankunft ein wüthender Kampf zwischen ihm und den übrigen Verwandten entbrennen würde, ein Kampf, in welchem der Seemann, namentlich dann, wenn ihm die Befugniß zustünde, den gerügten Unzuträglichkeiten nach seinem Ermessen abzuhelfen, unzweifelhaft Sieger bleiben müßte.

Es war ferner mehr als wahrscheinlich, daß sich die sämmtlichen Vettern und Cousinen nach nicht langer Zeit genöthigt sehen würden, das Schloß zu räumen, für welchen Fall der Graf entschlossen war, ihnen genügende Entschädigung anzubieten.

Der Graf schrieb nun sofort einen Brief an den Vetter Nicander in Bergen.

Bald darauf empfing er ein beantwortendes Schreiben, das ihm viel Kopfbrechens kostete, denn die Buchstaben hatten eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit

Harpunen und Enterhacken und erinnerten sehr an die Keilschrift auf babylonischen Denkmälern.

Uebrigens war glücklicherweise das Schreiben äußerst kurz, denn es enthielt nur in wenigen Zeilen eine vorläufige Ablehnung des gestellten Anerbietens.

Das Wort „vorläufig" war unterhalb mit drei Strichen von der Dicke einer Loggleine versehen.

Das Wort und die drei Striche deuteten nun zwar unverkennbar darauf hin, daß der Seemann nicht abgeneigt sei, einmal in der Zukunft von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, aber damit war dem Grafen nicht gedient, sein infernalischer Plan war zu Wasser geworden, die teuflische Freude, die er darüber empfunden, war dahin.

Er begnügte sich nun damit, an den Förster, den Revierjäger, den Gärtner und den Castellan eine gemessene Ordre ergehen zu lassen, die Wünsche seiner Verwandten unbedingt zu befriedigen, ihn selbst aber mit weiteren Klagen zu verschonen, widrigenfalls sie die Entlassung aus ihrem Dienst gewärtigen müßten.

Es liefen demgemäß keine Klagen mehr ein und auf Ronneburg nahmen die Dinge ungehindert ihren Fortgang.

Von dem Seemann hörte der Graf kurze Zeit nach Empfang des erwähnten Briefes, daß er, um sein Glück als Wallfischfänger noch ferner zu erproben, von Ver-

gen abgesegelt sei. Dann aber hörte er nichts mehr. — Andere Schiffe, die zugleich mit dem „Narwall“ — so hieß Nicander's Schiff — den Hafen verlassen hatten, kehrten wieder dahin zurück, der „Narwall“ aber blieb aus. Monate, Jahre verstrichen, keine Kunde von dem Vermißten traf in der Heimath ein, und zuletzt bezweifelte Niemand, daß der „Narwall“ zwischen den Eismassen der Baffinsbai mit Mann und Maus untergegangen sei. Der Graf aber konnte sich nun ohne Bedenken unter dem Namen des Verschollenen seinen Verwandten vorstellen, denn diese hatten sich bisher so wenig um Nicander gekümmert, wie um den Mann im Monde, und es war somit höchst unwahrscheinlich, daß sie von seinem Verschwinden Kunde erhalten hätten. Sollte dies dennoch der Fall sein, so war eine plausible Geschichte von einer Lebensrettung von Seite wohlwollender Eskimos ja leicht erfunden.

Fünftes Capitel.

Es wird unheimlich.

Als der Graf den Salon der Generalin verlassen hatte, wo er von seinen Verwandten so wenig zuvorkommend empfangen worden war, traf er auf dem

Hausflur den Castellan Böhme, der ihn hier erwartet zu haben schien.

„Wo finde ich meinen Neffen Bernhard Günther?“ fragte der Graf mit gedämpfter Stimme.

„Im Park, gnädiger Herr.“

„Ich werde ein sehr ungnädiger Herr sein, wenn Sie sich's wieder einfallen lassen, mich anders als Herr Nicander zu nennen. Führen Sie mich zu meinem Neffen.“

Wenige Minuten später befanden sich Beide in einem Theile des Parks, wo unter Bernhard Günther's Leitung eine Menge von Taglöhnern arbeitete.

Der Castellan bezeichnete dem Grafen als den Gesuchten einen jungen Mann, der damit beschäftigt war, auf einer nassen, sumpfigen Wiese mittels Stangen einen neu anzulegenden Weg auszustecken.

Der Graf schritt, nachdem er seinem Führer einen Wink gegeben, sich zurückzuziehen, langsam weiter, bis er der Stelle, wo sich Bernhard befand, ganz nahe war.

Dieser sah flüchtig nach ihm hin und fuhr dann, ohne die mindeste Notiz von ihm zu nehmen, in seiner Arbeit fort.

Hiedurch wurde dem Grafen volle Muße gegeben, sich mit dem Aeußeren seines Neffen bekannt zu machen und sich zu überzeugen, daß derselbe ein gar schmucker

und stattlicher Bursche war. Seine hohe, zwar schlanke, aber dabei ungewöhnlich kraftvolle Gestalt, seine edle, zuversichtliche Haltung, der Ausdruck endlich von Unerschrockenheit, Freimuth und Biederkeit, der aus seinen klaren blauen Augen leuchtete und jeden seiner männlich schönen Züge belebte, bildeten zusammen ein Ganzes, das unwillkürlich Achtung und Wohlwollen einflößte. Und was der Graf hievon wahrnehmen konnte, war hinreichend, eine sehr günstige Meinung von dem jungen Manne in ihm zu erwecken.

Der Graf wartete geduldig, bis in der Arbeit seines Neffen eine Pause eintrat; dann schritt er rasch auf ihn zu.

„Habe ich das Vergnügen, mit Herrn Bernhard Günther zu reden?

Bernhard Günther erwiederte höflich den Gruß des alten Mannes und bejahte seine Frage.

„Dann erlauben Sie mir, mich Ihnen als einen Verwandten vorzustellen," fuhr der Graf fort.

Bei dem Wort „Verwandten" schwand blitzschnell aus Bernhard's Mienen der Ausdruck von Heiterkeit, den sie soeben noch gezeigt hatten. Er verbeugte sich schweigend und schien im Begriff, seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Der Graf hätte hell auflachen mögen, doch er bezwang sich und sagte ernst:

„Mein Name ist Gustav Nicander.“

„Wie, Sie wären der Bruder meiner seligen Mutter?“ rief Bernhard mit lebhafter und freudiger Ueberraschung, indem er die ihm dargereichte Hand des alten Mannes ergriff und mit großer Wärme drückte.

Doch dies geschah wohl nur in Folge eines momentanen Aufwallens von Gefühlen, die sich an die plötzlich erwachte Erinnerung an seine Mutter reihten, denn er ließ die Hand des Onkels sogleich wieder los und äußerte in weit weniger herzlicher Weise und in nicht sehr zusammenhangenden Worten, daß er ein solches Ereigniß, wie das Zusammentreffen mit seinem Oheim Nicander, für höchst unwahrscheinlich, ja fast unmöglich gehalten habe.

„Fügen Sie hinzu,“ Neffe, sagte der Graf, „daß Sie ein solches Ereigniß auch keineswegs zu den wünschenswerthen gezählt haben. Sie brauchen nicht roth zu werden und die Augen niederzuschlagen, sprechen Sie nur ganz offen zu mir, ich werde es Ihnen durchaus nicht übel nehmen, denn ich kann mir denken, daß Ihnen meine verstorbene Schwester nicht viel Gutes über mich berichtet hat.“

„Meine Mutter sprach von keinem Menschen Böses, am wenigsten von ihrem nächsten Blutsverwandten,“ erwiderte Bernhard rasch.

„Nun dann wird sie über mich eben ganz und gar nicht gesprochen haben — gestehen Sie es nur.“

„Ich habe Ihnen hinsichtlich meiner Mutter durchaus nichts zu gestehen, Onkel. Sie war die Güte und Milde selbst, und wären Sie nicht schon in früher Kindheit von ihr getrennt worden, gewiß, Sie hätten sie geliebt und verehrt, wie es Alle thaten, die mit ihr in Berührung kamen. Auf das Gerede Verleumdungssüchtiger hörte sie nie, und mich lehrte sie frühzeitig, niemals das Urtheil Anderer ungeprüft zu dem meinigen zu machen, sondern durch eigene Beobachtung ein unabhängiges mir zu bilden. Das werde ich denn auch in Betreff Ihrer thun. — Sie verlangen von mir eine offene Sprache? Nun gut, ich glaube eine solche geführt zu haben, obgleich sie einem jungen Manne dem älteren gegenüber nicht immer geziemt.“

„So ist's recht, Neffe!“ rief der Graf. „Wahrhaftig, man kann sich gar nicht deutlicher ausdrücken, denn der Sinn Ihrer Worte ist doch offenbar der, daß Sie Ihren Onkel zwar von jeher für einen ganz abscheulichen Taugenichts gehalten haben, jedoch nicht abgeneigt sind, Ihr Urtheil über ihn zu mildern, falls er Ihnen Anlaß dazu geben sollte.

Sie schließen mit der Erklärung, daß er Sie zu diesen freimüthigen Aeußerungen selbst aufgefordert hat, obgleich er Ihnen natürlich nur Gelegenheit bie-

ten wollte, ihm ein paar verbindliche Worte über die stille, herzinnige Verehrung zu sagen, die Sie ihm schon in der Wiege zu zollen begannen. Doch gleichviel, ich fühle mich nicht im Geringsten verletzt und werde gegen Sie gerade so aufrichtig sein, wie Sie es gegen mich sind. Sie haben über mich allerlei Böses gehört — von Verleumdungssüchtigen, wie Sie andeuten — ich dagegen hörte über Sie bisher nur Gutes. Das verschafft mir einen unermeßlichen Vortheil über Sie, denn ich weiß, daß ich bei näherer Bekanntschaft ganz unfehlbar in Ihren Augen gewinnen muß, wogegen Sie in den meinigen sehr leicht verlieren könnten. Wohlan, kommen wir einander mit dem festen Vorsatz entgegen, die strengste Gerechtigkeit walten zu lassen, und versprechen wir einander, alle künftigen Enthüllungen unserer Gedanken in so versöhnlichem Sinne aufzufassen, wie ich jetzt die Ihrige."

Bernhard hatte dem Onkel, während dieser sprach, mit einer eigenthümlichen Mischung von Neugierde, Zweifel und Verwunderung ins Gesicht geschaut.

Was er in seinen Zügen las, war nicht gerade geeignet, ihn sogleich zu seinen Gunsten umzustimmen, denn eine gewisse Spottsucht, etwas Listiges und Unehrliches lauerte fortwährend hinterhaltig in den kleinen, grauen, stechenden Augen, während — wenigstens

zum Schluß — sein Mund die Sprache der Aufrichtigkeit redete.

Eine Entdeckung hatte übrigens Bernhard schon gemacht, die jedenfalls zum Vortheil des Onkels ausfiel. Dieser war ihm als ein rüder, brutaler, durchaus unausstehlicher Mensch geschildert worden; und darin hatte das Gerücht offenbar gelogen. Konnte es nicht auch in anderer Beziehung gelogen haben?

„Nehmen Sie meinen Vorschlag an, Neffe?“ fragte der Graf.

„Von Herzen gern,“ war die Antwort.

„Also offene Sprache zwischen uns Beiden, keine Umgehung oder Verheimlichung der Wahrheit, immer reinen Wein eingeschenkt, mag er auch noch so herbe schmecken — Ihre Hand darauf!“

„Hier ist sie — obgleich mir ein solcher Vertrag zwischen einem alten Onkel und einem jungen Neffen etwas sonderbar vorkommt.“

„Alter Onkel — zum Henker, ein wenig höflicher könnten Sie bei aller Wahrheitsliebe wohl sein; doch, um von anderen Dingen zu reden, was machen Sie denn eigentlich hier, mein sehr junger Neffe?“

„Ich bin im Begriff, aus dieser Wildniß einen großen, schönen Park herzustellen.“

„Wie kommen Sie dazu?“

Bernhard berichtete über den Auftrag, den ihm

der Gutsbesitzer, Graf Werneberg, hatte ertheilen lassen.

„Und Sie rechnen auf die Beistimmung des Grafen, wenn Sie durch diesen abscheulichen Sumpf einen Spazierweg anlegen?"

„Ich hoffe den abscheulichen Sumpf in eine hübsche Wiese umzuwandeln."

„Das heißt, indem Sie Abzugsgräben ziehen, Drains legen und dergleichen mehr?"

„Richtig gerathen, Onkel."

„Nun, da will ich Ihnen wünschen, daß sich Ihre Nivellirung als richtig herausstelle."

„Sie zweifeln daran?"

„Ganz entschieden. Von dieser Niederung aus wird das Grundwasser nicht genug Gefäll haben."

„Davon verstehen Sie nichts."

„Zum Teufel, ich verstehe davon sehr viel, junger Herr. Wie können Sie sich herausnehmen, mir zu sagen, daß ich nichts davon verstehe?"

„Ich kann das mit voller Ueberzeugung behaupten, Onkel, denn verstünden Sie etwas davon, so würden Sie die Terrainverhältnisse genau untersuchen, ehe Sie ein Urtheil fällen."

„Und wenn Sie etwas weniger barsch wären, Neffe — doch ich habe mir vorgenommen, nicht ungehalten zu werden, wenn Sie mir die Wahrheit

sagen; und die Wahrheit haben Sie allerdings gesagt — nämlich hinsichtlich des Untersuchens vor dem Urtheil — ob aber auch hinsichtlich des Gefälls, das werde ich prüfen, ganz genau prüfen. Leben Sie wohl!"

Die Zimmer, welche der Graf im Thurm bewohnte, hatte sein Vater ganz im mittelalterlichen Stil restauriren lassen. Sie waren äußerst düster, denn nur die ungeheuer tiefen Fensternischen, in welchen aus der Mauer steinerne Bänke hervorragten, empfingen von den schmalen, bogenförmigen Fenstern ein genügendes Licht, während der ganze übrige Raum nur schwach erhellt war.

Schwerfällige Schränke, plumpe Tische, unbequeme, hochlehnige Stühle — Alles von Eichenholz und mit wunderlichem Schnitzwerk überladen — bildeten das Ameublement, und an den dunklen, getäfelten Wänden hingen überall Rüstungen und Waffen aus der Ritterzeit.

In einem dieser Zimmer saß der Graf am offenen Fenster.

Manchmal warf er einen flüchtigen Blick auf das herrliche Thal zu seinen Füßen und auf die ferne Meeresbucht, die, von der Gluth der untergehenden

Sonne geröthet, am Horizont wie ein breites, flüssiges, goldenes Band glänzte. Noch öfter aber richtete er seine lebhaften, grauen Augen mit dem Ausdrucke von Ungeduld und innerem Unbehagen auf einen alten Mann mit gekrümmtem Rücken und dünnem schneeweißem Haar, der einige Schritte von ihm entfernt in dem halbdunklen Raume stand. Es war dies der Castellan Böhme.

Die Unterredung, welche Beide mit einander führten, hatte schon längere Zeit gedauert; jetzt war eine Pause eingetreten, und Böhme sah mit besorgter Miene vor sich nieder, als erwarte er unter peinlicher Spannung eine Meinungsäußerung seines Herrn.

„Ich will Sie nicht tadeln, Böhme," brach der Graf das Schweigen, „denn es fehlte Ihnen allerdings für einen solchen nicht vorherzusehenden Fall die nöthige Instruction, und Sie durften, ohne gerade ungehorsam zu sein, der Stimme Ihres Herzens folgen, wie Sie sich auszudrücken belieben. Gehen wir weiter. Sie sagten, daß seit jenem Ereigniß gerade sechzehn Jahre verflossen sind. War es nicht so?

„Sechzehn und ein halbes Jahr, Herr . . ."

„Nicander!"

„Herr Nicander. Wir waren im December, es herrschte eine grimmige Kälte, der Schnee . . ."

„Uebergehen wir die Witterungsverhältnisse. Die Frau war, als sie hier ankam, krank, sagten Sie?"

„Auf den Tod krank, Herr Nicander."

„Und das Kind gleichfalls?"

„Das Kind gleichfalls."

„Weiter!"

„Schleunige Hülfe war hier vonnöthen. Die Kräfte der unglücklichen Frau waren schon so erschöpft, daß sie unmöglich die Reise hätte fortsetzen können. Sie besaß dazu nicht einmal die erforderlichen Geldmittel, keinen noch so geringen Werthgegenstand führte sie bei sich, ihre Kleidung war im schlechtesten Zustande — ach, wie hätte ich es über das Herz bringen können, ihr . . ."

„Lassen Sie Ihr Herz aus dem Spiel, Böhme. Ich kann es nicht leiden, wenn sich die Leute, namentlich die alten Leute, immer auf ihr Herz berufen. Wer dem Impulse seines Herzens folgt, begeht in neun Fällen von zehn eine Dummheit. Sie befanden sich in einer Lage, wo es vor allen Dingen darauf ankam, Ihren Kopf zu gebrauchen. Nun gut, sagen Sie mir nicht, was Sie fühlten, sondern was Sie thaten, und ich will Ihnen alsdann sagen, ob dies Letztere verständig war. — Sie nahmen also die Frau auf und sorgten natürlich aufs Beste für ihre Bequemlichkeit und Pflege, das Alles versteht sich von

selbst, und wir brauchen uns gar nicht dabei aufzuhalten. Welchen Theil des Schlosses räumten Sie der Fremden ein?"

„Diesen Thurm."

„Warum den Thurm?"

„Weil es nur hier möglich war, sie verborgen zu halten."

„Und warum Sie verbergen?"

„Sie selbst wollte es so, und auch ich hielt es für das Beste."

„Weiter! Die Frau hatte, wie Sie mir sagten, ärztliche Hilfe nöthig; welchen Arzt beriefen Sie?"

„Den Districtsarzt, Herrn Dr. Klinge."

„Lebt dieser Dr. Klinge noch?"

„Er wohnt drunten im Dorfe, Herr."

„Lassen Sie ihn ersuchen, sich morgen früh bei mir einzufinden. Wie lange lebte die Frau hier?"

„Drei Wochen, dann starb sie."

Es erfolgte abermals eine Pause.

Böhme war augenscheinlich tief bewegt; er wiegte kummervoll das Haupt und fuhr sich wiederholt mit der Hand über die von Runzeln durchfurchte Stirn, als vermöge er so der gar zu lebhaft auf ihn eindringenden Erinnerung Einhalt zu thun.

Der Graf dagegen verrieth nicht die mindeste Gemüthsbewegung; der Ausdruck von starrer, unbeug=

samer Energie blieb sich in seinen Zügen immer gleich, und nur hin und wieder zuckte, wenn sein alter Diener in Worten oder Geberden eine überströmende Gefühlswärme verrieth, ein bitteres, ironisches Lächeln um seine Lippen.

„Was geschah nach dem Tode der Frau?“ fragte er in eisig kaltem Tone. „Es fand natürlich,“ beantwortete er die Frage selbst, „eine Todtenschau statt und der Arzt stellte ein Certificat aus.“

„Jede gesetzliche Vorschrift wurde beobachtet, jedoch unter strenger Berücksichtigung der Discretion, die wir Alle der abwesenden Herrschaft schuldig waren,“ sagte Böhme. „Unter den Leuten auf dem Schloß und der Umgegend verlautete nie etwas von dem, was hier vorging.“

„Es freut mich, dies zu hören, Böhme.“

„Die Fremde,“ fuhr der Castellan fort, „hatte mir wenige Tage nach ihrer Ankunft einen Brief übergeben mit der Weisung, ihn unmittelbar nach ihrem Tode — sie wußte nur zu gut, daß sie sterben würde — an seine Adresse gelangen zu lassen. Ich gelobte ihr mit Hand und Mund . . .“

„An wen war der Brief adressirt?“

„An den Drechsler Sievers in Hellstädt.“

„In welcher Beziehung stand die Frau zu jenem Sievers, und wo liegt Hellstädt?“

„Der Drechsler war der Bruder der Frau. Hellstädt ist ein kleiner Burgflecken, fünfzehn Meilen von hier.“

„Was geschah, nachdem Sie den Brief besorgt hatten?“

„Drei Tage darauf trafen Sievers und seine Frau bei mir ein, um . . .“

„Um was?“

„Um den Sarg und das Kind abzuholen. Die Fremde hatte das so gewünscht, und wir richteten uns in Allem genau nach ihren Vorschriften, die namentlich darauf abzielten, jedes Aufsehen möglichst zu vermeiden. Ach Herr, es war ein erschütternder Moment, als die Leiche der unglücklichen Frau bei stockfinsterer Nacht heimlich von uns aus dem Thurm fortgetragen wurde. Drunten im Hohlwege hielten zwei Wagen; der eine war zum Transport der Leiche bestimmt, der andere war der, auf welchem die Eheleute Sievers hieher gefahren waren. Schweigend, jedes Geräusch ängstlich vermeidend, als gälte es bei Verübung eines Verbrechens die Wachsamkeit von Spähern zu täuschen, schlichen wir mit unserer Bürde den steilen Pfad hinunter in die Schlucht und hoben sie auf den Wagen. Dann nahmen meine Frau und ich einen kurzen Abschied von den Eheleuten Sievers. Du lieber Himmel, ich sehe noch Madame Sievers, wie sie

das todtkranke, leise wimmernde Kind fest in ihren Mantel hüllte, und ihre Worte klingen mir noch im Ohr:

„Das arme Ding wird nur zu bald seiner Mutter folgen“ — und fort ging es durch den tiefen Schnee, still, langsam in die dunkle Nacht hinein.

Jesus, welch eine Nacht war das! Es war bitter kalt und stürmte, und der Schnee wirbelte in dichten Massen auf und drohte uns zu verschütten; aber meine Frau und ich, Herr, wir waren so ergriffen, daß wir darauf nicht achteten, und wir standen noch lange drunten im Hohlwege, bis das letzte, schwache Knarren der . . .“

„Wozu diese Einzelheiten?“ unterbrach der Graf, heftig mit dem Fuße stampfend, den redseligen Alten. „Habe ich Sie darum befragt? Die Frau war gestorben, ihre Leiche wurde, ihrem Wunsche gemäß, von hier fortgebracht. Es genügte vollkommen, mir dies zu sagen; von den näheren Umständen will ich nichts wissen. Kommen wir zu Ende. Was hörten Sie später von dem Kinde?“

Es war ersichtlich, wie sich der Castellan innerlich über den harten, schneidenden Ton entsetzte, in welchem sein Herr diese Worte hervorstieß.

Der Ausdruck von schmerzlicher Wehmuth schwand plötzlich aus seinem Antlitz und auch seine Stimme hatte etwas Strenges und Herbes, als er antwortete:

„Ich werde mich an die Sache halten, da Sie es befehlen, Herr. Das Kind starb genau sechs Wochen nach dem Tode der Mutter.“

„Jedoch nicht in Hellstädt?“

„Nein, in Nürnberg, wohin die Eheleute Sievers gezogen waren. Von dort empfieng ich einen Brief des Drechslers worin er mir den Tod des Kindes anzeigte. Die Nachricht hatte für mich nichts Ueberraschendes, denn sie bestätigte ja nur, was der Arzt mit völliger Sicherheit vorausgesehen hatte.“

„Vergessen Sie nicht, daß ich morgen den Arzt sprechen will.“

„Ich werde es nicht vergessen.“

„Leben jene Sievers noch?“

„Nein, sie sind Beide vor zehn oder elf Jahren gestorben. Es wüthete damals in Nürnberg eine tödtliche Epidemie, von der auch sie befallen wurden.“

Der Graf stand im Begriff, das Gespräch fortzusetzen, als plötzlich aus einem entfernten Winkel des Thurms schrille, gedehnte Klagetöne erschollen; er hielt nun das Wort, welches ihm schon auf der Zunge schwebte, zurück, vielleicht in der Erwartung, daß das Schreien wieder aufhören werde. Da es jedoch statt dessen immer lauter wurde, fuhr er ungeduldig von seinem Sitze auf und befahl, indem er auf ein auf

dem Tische stehendes silbernes Glöckchen zeigte, dem Castellan, zu klingeln.

„Aber recht tüchtig," fügte er hinzu, „denn es beliebt mitunter dem langen Olaf Dahlbom, ein wenig harthörig zu sein."

Diesmal gehorchte jedoch der Genannte augenblicklich dem Rufe.

Es war ein baumlanger, starkknochiger Mann von mehr als vierzig Jahren. Er hatte abschreckend harte Züge, in welchen sich Unzufriedenheit und jähe Halsstarrigkeit aussprachen.

Er postirte sich, nachdem er eingetreten war, in straffer kerzengerader Haltung unmittelbar innerhalb der Thür und war dann so regungslos wie eine Bildsäule.

Er trug die Kleidung eines Matrosen, glich aber, namentlich hinsichtlich seiner steifen, hölzernen Manieren, weit eher einem ausgedienten Unteroffizier der Cavallerie.

„Warum schreit Giselna?" fragte ihn der Graf.

„Det vet jag knappast, om jag vågar säga," *) lautete die im tiefsten Baß ertheilte Antwort.

„Antworte mir nicht auf Schwedisch, wenn ich Dich auf Deutsch frage."

---

*) Das weiß ich durchaus nicht, wenn ich wagen darf, so zu reden.

„Zu Befehl, Herr Nicander.“

Den Namen Nicander begleitete der Bediente mit einem kurzen heiseren Gurgellaut, der fast wie ein unterdrücktes Lachen klang, aber auch für den unwillkürlichen Ausbruch verhaltener Wuth gelten konnte.

„Giselna soll still sein,“ fuhr der Graf fort.

„Zu Befehl, Herr.“

„Versuche es im Guten mit ihr, und wenn sie sich nicht fügt, so wende andere Mittel an — Du verstehst mich?“

„Det kan herrn vara säker på.“ *)

„Schon wieder Schwedisch, Olaf? Und ich habe es Dir doch soeben verboten.“

Olaf erhob mit einem Ruck, als gehorchten seine Glieder einem in seinem Innern verborgenen, schlecht gölten Triebwerke, den rechten Arm, applicirte sich mit der Hand einen Klapps auf den Mund und ließ dann eben so ruckweise den Arm wieder an seine Seite niederfallen.

Das Schreien erscholl, nachdem sich Olaf auf einen Wink des Grafen entfernt hatte, noch einige Augenblicke, dann vernahm man das helle Klatschen einer Peitsche; es folgten noch einige durchbringende Schmerzenstöne, und nun wurde es still.

---

*) Darauf kann sich der Herr verlassen.

Der Castellan hatte während des eben geschilderten Auftritts weder seinen Platz gewechselt, noch seine gebeugte Haltung im Geringsten verändert. Als aber die Peitsche klatschte, zuckte er bei jedem Schlage zusammen, als werde er selbst in empfindlichster Weise getroffen, und Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn.

Der Graf, der seinen Sitz in der Fenstervertiefung wieder eingenommen hatte, betrachtete den alten Diener mit einem spöttischen Lächeln.

„Wer nicht hören will, muß fühlen; ist das nicht auch Ihre Ansicht, Böhme?“ fragte er in schneidendem Tone.

„Ich — ich weiß nicht, Herr,“ stammelte der alte Mann mit dem Ausdruck inneren Grauens.

„Um wieder auf unser unterbrochenes Gespräch zurückzukommen — behaupteten Sie nicht, Böhme, daß Sie mir Alles, was Sie mir soeben berichteten, schon damals geschrieben hätten?“

„Ich schrieb Ihnen zwei Briefe, Herr; einen nach dem Tode der Mutter, einen anderen nach dem Tode des Kindes,“ entgegnete Böhme mit mühsam erkämpfter Fassung. „Dann schrieb ich nicht wieder über diesen traurigen Gegenstand; aber freilich hätte ich bedenken sollen, wie leicht Briefe, welche an Jemand gerichtet sind, der im Orient reist und oft seinen Auf-

enthaltsort wechselt, verloren gehen. Ich hätte Ihnen nach Ihrer Rückkehr von Neuem berichten müssen — gewiß, es wäre meine Schuldigkeit gewesen, allein ..."

„Den letzten der erwähnten zwei Briefe habe ich empfangen," unterbrach ihn der Graf. „Sie hatten darin — wenn auch mit Umgehung der Nebenumstände und in einer Weise, als wüßte ich schon darum — den Tod der Mutter berührt. Ich sah daraus, daß ein früherer Brief verloren gegangen sein müsse, da ich aber nun dessen Hauptinhalt kannte, hielt ich es nicht für nöthig, mich näher bei Ihnen zu erkundigen. Ich hätte eigentlich auch nicht nöthig gehabt, Sie jetzt mündlich zu befragen. Wenn ich es that, so geschah es nur — doch meine Beweggründe brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen. Also genug davon. — Wissen Sie vielleicht, warum meine Verwandten heute Morgen bei der Generalin versammelt waren?"

„In allen wichtigen Fällen pflegt die Generalin einen — wenn es mir erlaubt ist, den Ausdruck zu gebrauchen —"

„Es ist Ihnen erlaubt, jeden Ausdruck zu gebrauchen, den die Wahrheit erheischt. Ich erwarte von Ihnen die volle Wahrheit, merken Sie sich das. Was pflegt die Generalin zu thun?"

„In allen wichtigen Fällen einen Familienrath zu berufen."

„Das heißt doch wohl nur pro forma; denn daß sie ganz allein die Beschlüsse faßt, das scheint mir unzweifelhaft.“

Der Castellan neigte beistimmend das Haupt.

„Die heutige Berathung bezog sich, wie ich mir denken kann, auf die Feststellung der Art und Weise, in welcher man sich gegen mich zu benehmen habe. Glauben Sie das nicht auch?“

„Ich glaube es allerdings.“

„Mein Neffe Bernhard Günther war aber nicht da. Wie kam das wohl?“

„Der Herr Günther hat bei seinen Verwandten keinen Zutritt.“

„So — so! Hat er es wohl an der geziemenden Aufmerksamkeit gegen sie fehlen lassen?“

„Im Gegentheil, Herr Günther that, als er hiehergekommen war, nach meiner unmaßgeblichen Meinung Alles, was er vermochte, um ihr Wohlwollen zu gewinnen. Man hatte aber, wie ich vermuthe, den Entschluß gefaßt, ihn nicht als ... als ...“

„Heraus mit der Sprache!“

„Ihn nicht als ebenbürtig anzuerkennen.“

„Und als der junge Mann dies gewahr wurde, fühlte er sich wohl sehr gekränkt?“

„Um die volle Wahrheit zu sagen, Herr, er zeigte sich dabei auffallend gleichgültig.“

Ein eigenthümliches Lächeln flog über die Züge des Grafen und er murmelte halblaut vor sich hin:

„Man wird sich bald anders gegen ihn benehmen.“

„Sie können jetzt gehen, Böhme,“ sagte er dann, indem er aufstand.

Der Castellan verbeugte sich und schritt der Thüre zu.

„Noch Eins,“ sprach der Graf, als Jener im Begriff war, das Gemach zu verlassen. „Das da“ — er deutete mit der Hand auf ein versiegeltes Packet, welches auf dem Tische lag — „das da wurde Ihnen, wie Sie sagen, von jener Frau in der Stunde ihres Todes übergeben. Erinnern Sie sich genau der Worte, die sie bei diesem Anlasse sprach?“

„Ihre letzten Worte erloschen in dem Todesröcheln,“ antwortete der Castellan. „Sie lauteten, so weit sie verständlich waren:

„Ich vertraue Ihrer Redlichkeit dieses an; behalten Sie es in sicherem Gewahrsam, bis Sie einmal Gelegenheit finden, es ihm zu übergeben, der allein ein Recht hat . . .“

Was sie weiter sprach, konnte mein Ohr nicht auffassen, doch aus anderen Aeußerungen, die sie früher hatte fallen lassen, ließ es sich leicht ergänzen.“

„Es ist gut, Böhme, verlassen Sie mich jetzt.“

Eine halbe Stunde später saß der Graf an dem großen eichenen Tische, der die Mitte des Zimmers einnahm und über welchen jetzt eine Lampe ihr helles Licht verbreitete. Er hatte das Packet geöffnet und daraus eine Menge von Briefen genommen, mit deren Lesung er eifrig beschäftigt war. Und was er las, schien in seinem Herzen eine jener Saiten zu berühren, deren Klänge selbst in dem verhärtetsten Gemüth nie ganz ohne Widerhall verstummen. Das Gepräge von Hohn und trotzender Willensstärke, das soeben noch seine Züge trugen, wich mehr und mehr einem sanfteren Ausdruck, und wiederholt seufzte er laut auf und begrub, indem er unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, auf Augenblicke das Gesicht in den Händen, als wolle er Sammlung gewinnen zur Fortsetzung seiner aufregenden Beschäftigung.

Mehrere Stunden vergingen so, und es war schon ziemlich spät am Abend, ehe der Graf den letzten der vielen Briefe aus der Hand legte. Dann erhob er sich und trat ans offene Fenster, durch welches ein kalter, vom Nachtthau geschwängerter Luftstrom eindrang.

Ehe er das Fenster schloß, blickte er gedankenvoll hinaus.

Der Himmel war unbewölkt, die Nacht nicht sehr dunkel. Er sah unten am Fuß des Thurms eine Ge-

stalt umherschleichen, die öfter wie horchend stillstand und dann geräuschlos weiterschritt.

Es brannte unten im Thurm — der Graf wußte, daß es im Zimmer seines Bedienten sei — ein Licht. Der Schein davon erhellte schwach einen Theil des unebenen Bodens, der sich vom Thurm gegen den Hohlweg hinzog. Als der nächtliche Wanderer diese Stelle erreichte, drückte er sich dicht an die Mauer und blieb wieder horchend stehen.

Der Graf erkannte nun ganz deutlich die hohe, kraftvolle Gestalt des Majors.

Plötzlich schlug ein lautes, platschendes Geräusch wie von niederstürzendem Wasser an sein Ohr, und der Major war blitzschnell im nahen Gebüsch verschwunden.

Ein heiseres, trockenes Lachen erscholl aus einem anderen dunklen Fenster oberhalb des erleuchteten.

Der Graf kannte dieses eigenthümliche Lachen; es war das seines Dieners Olaf Dahlbom.

Es durfte sicherlich als ein Zeichen von mehr als gewöhnlichem Ernst gelten, daß der Graf nicht auch lachte.

Sechstes Capitel.

Ein ängstlicher Mann und eine phlegmatische Frau.

Wir haben gesehen, daß die vom Castellan übergebenen Briefe bei dem Grafen Empfindungen hervorriefen, die sich in der Einsamkeit des Abends, wo keines Menschen Auge auf ihm ruhte, auch äußerlich verriethen. Vielleicht hatte schon das mit Böhme geführte Gespräch ihn innerlich aufgeregt, obgleich er dem alten Diener gegenüber kein Zeichen von Gemüthsbewegung blicken ließ. Vielleicht, sage ich, war dem so; behaupten will ich es nicht. Daß sich dagegen der Castellan, der weit weniger Selbstbeherrschung besaß, als sein Herr, während jener Unterredung in peinlichster Aufregung befand, davon hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen.

Der Graf erblickte in dem Gebaren des Alten nur die Kundgebung einer weichlichen Gemüthsart, die ihm bei Männern verächtlich erschien und widerlich war; wir werden sogleich erfahren, wie sehr er sich trotz seiner psychologischen Scharfsichtigkeit täuschte.

Als Böhme in seine Wohnung zurückgekehrt war, ging er unter allen Aeußerungen innerer Unruhe im Zimmer auf und ab.

Seine Frau, ein altes Mütterchen von beträcht-

licher Corpulenz und mit dem Ausdruck von Gutmüthigkeit und schwer zu erschütterndem Phlegma in jedem ihrer verschwommenen Züge, sah ihm von ihrem Winkel aus, wo sie in langsamster und bedächtigster Weise mit einem Strickzeug beschäftigt war, verwundert zu.

Lange schien sie mit sich im Zweifel zu sein, ob sie sich die Mühe nehmen solle, ihn anzureden oder nicht.

„Du kommst von ihm, Caspar?" fragte sie endlich in leisem, gedehnten Tone.

„Ja."

„Du warst lange drüben; was hat er gewollt?"

Böhme antwortete nicht sogleich, sondern schritt nur noch hastiger und unruhiger im Zimmer umher. Plötzlich blieb er dicht vor seiner Frau stehen und sagte, die Worte kurz und schnell hervorstoßend:

„Er hat mich ausgefragt in Betreff jener Unglücklichen, die hier vor sechzehn Jahren starb."

„Und Du hast ihm denn wohl Alles gesagt, Caspar?"

„Ja, Alles, wofür ich schriftliche Belege hatte."

„Und das, was wir Beide vermuthen, hast Du ihm doch auch gesagt?"

„Höre, Martha," sprach der Castellan, indem er seiner Frau die Hand auf die Schulter legte und sie ein wenig rüttelte, wie um ihre trägen Geisteskräfte

in eine lebhaftere Thätigkeit zu versetzen, „höre, Martha, er wird gewiß auch Dich befragen — ich bezweifle nicht, daß er dies eines Tages thut — nun gut, Du wirst uns dann wohl nicht ins Verderben stürzen wollen, Martha?“

„Uns ins Verderben stürzen, Caspar?“ fragte erstaunt und gänzlich verwirrt die alte Frau.

„Du würdest Dich und mich ganz unfehlbar ins Verderben stürzen, wenn Du ihm auch nur ein Wort mehr sagtest, als ich ihm gesagt habe,“ fuhr der Castellan in heftigster Erregung fort. „Er ist argwöhnischer Natur, er würde mir vorwerfen, ihn von Anfang an absichtlich hintergangen zu haben, und er würde mich ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Dienste jagen. Wenn wir dann bettelnd von Thür zu Thür gehen müßten und endlich in Noth und Elend jammervoll zu Grunde gingen, ihn würde das den Henker was kümmern. Du kennst diesen Mann nicht, Martha, ich aber sage Dir, er ist fürchterlich, er hat kein Herz im Leibe, alle menschlichen Gefühle sind ihm fremd. Sieh, Martha, die da drüben“ — er zeigte mit der Hand nach dem Schloß — „die kennst Du, Du weißt, daß sie schlimm sind, aber der da droben“ — hier zeigte er nach dem Thurm hinauf — „der ist zehnmal schlimmer, als sie Alle zusammengenommen. Die Haare würden Dir zu Berge stehen, wollte ich Dir von den

Grausamkeiten erzählen, die er begeht. Willst Du mir diesen Unmenschen auf den Hals hetzen, Martha, willst Du?"

Böhme hielt inne und starrte seiner Frau ins Gesicht, als wolle er sich vergewissern, ob es ihm gelungen sei, den beabsichtigten Eindruck auf sie zu machen. Er durfte in dieser Hinsicht so ziemlich mit sich zufrieden sein, denn in der That sprach aus ihren Zügen eine so ungeheure Angst und Bestürzung, als habe er ihr die Möglichkeit vor Augen gehalten, daß der leibhafte Teufel sie Beide beim Schopf packen und jählings mit ihnen in die Hölle hinabfahren könnte.

„Mein Gott und Vater, Caspar, was ist vorgefallen?" stammelte sie bebend.

Der Castellan ließ die Schulter seiner Frau los, rückte einen Stuhl dicht neben den ihrigen und sagte, nachdem er Platz genommen, in etwas weniger aufgeregtem Tone:

„Es ist nichts vorgefallen, als was ich Dir schon gesagt habe. Er legte mir bestimmte Fragen vor, und ich ertheilte ihm bestimmte Antworten, das heißt, ich sagte ihm, was ich ihm auch damals geschrieben habe, daß das Kind gestorben sei. Meine später erwachten Zweifel jedoch behielt ich für mich. Still, Martha, ich weiß, was Du sagen willst, aber Du hast Unrecht. Hätte ich ihm meine Vermuthungen mitgetheilt, so

würde er schon morgen die allersorgfältigsten Nachforschungen einleiten. Von zwei Dingen müßte dann eines eintreffen: Das Ergebniß müßte entweder die Richtigkeit meiner Vermuthung bestätigen, oder ihre Irrigkeit darthun. Verstehst Du das?"

Die Frau schien halbwegs in die frühere Stumpfheit wieder zurückgesunken zu sein, und Böhme hielt es für angemessen, sie abermals ein wenig zu rütteln.

„Verstehst Du das?" fragte er noch einmal.

„Ja, ja, ganz gewiß, es ist eben nicht schwer zu verstehen," antwortete sie träge.

„Nun gut," fuhr der Castellan fort, „nehmen wir an, was bei weitem das Wahrscheinlichste ist, daß der letzte Fall einträte, so würde er mich einen Dummkopf, einen Narren und Träumer schelten, der ihm ganz unnöthigerweise eine Menge von Mühen und Sorgen aufgebürdet habe, und ich hätte um nichts und wieder nichts meine Stelle riskirt. Nehmen wir dagegen an, daß der erste Fall einträte, daß sich nämlich unsere Vermuthung als richtig erwiese, so hätte ich ihm einen schlechten Dienst geleistet, und es würde mir kaum besser ergehen."

„Aber warum einen schlechten Dienst?" fragte die alte Frau in schleppendem Tone.

„Ja, einen sehr schlechten Dienst," betheuerte ihr Mann. „Du hättest nur sehen sollen, Martha, mit

welch eisiger Kälte er von dem Tode der Mutter und des Kindes sprach. Keine Muskel zuckte in seinem harten Gesichte, kein Wort, das von Reue, Mitleid oder wohl gar Betrübniß gezeugt hätte, kam über seine Lippen, ja er lächelte mit teuflischem Hohne, so oft ich meine Gemüthsbewegung durchblicken ließ."

„Das Ungeheuer!" sagte Madame Böhme mit einem unterdrückten Gähnen.

Der Castellan fuhr fort:

„Warum ihn zur Verfolgung eines Zieles nöthigen, das zu erreichen er ganz und gar nicht wünscht? Wären unsere Zweifel begründet — und Gott weiß, sie stützen sich nur auf sehr schwache Anzeichen — nun so gibt es ja Andere, die weit eher die Pflicht hätten, das Geheimniß aufzudecken. Warum schweigen sie? Wir wissen es nicht, aber sicher müssen es gewichtige Gründe sein, die sie dazu bestimmen. Was geht uns überhaupt die ganze traurige Geschichte an, Martha? Brauche ich mich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen? Thue ich nicht genug, wenn ich meinen Posten getreulich verwalte? Es wird mir dies schon — dem Himmel sei's geklagt! — sauer genug gemacht; mir selber noch mehr Sorgen und Verdrießlichkeiten aufladen, will ich nicht, kann ich nicht!"

Der Castellan schwieg, wischte sich mit zitternder Hand die Schweißtropfen von der Stirn, lehnte sich

dann in den Sessel zurück und überließ sich ganz seinen düsteren Betrachtungen.

Seine Frau, die ihm seit einigen Minuten sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nahm das in ihrem Schoß ruhende Strickzeug wieder auf und setzte so langsam und bedächtig wie vorhin die unterbrochene Arbeit fort.

Eine lange Zeit hörte man in dem kleinen Zimmer nichts als das Ticken der Wanduhr und das leise Klirren der Stricknadeln.

„Ob er dir wohl bald lang genug sein wird?“ brach endlich die Frau das Schweigen, indem sie ihrem Manne den wollenen Strumpf hinhielt.

Er schob ihn mit der Hand bei Seite und sagte in dem früheren aufgeregten Tone:

„Wie ruhig und zufrieden lebten wir nicht hier, bevor diese Leute aufs Schloß zogen, Martha! Ja, das waren glückliche Zeiten! Wahrhaftig, es ist hart, daß wir in unseren alten Tagen so viel Plage und Mühseligkeit erdulden müssen.“

Nach einer Pause fuhr er wieder fort:

„Doch es wird wieder besser werden, Martha, gewiß, es wird wieder besser werden, wenn wir nur geduldig ausharren und unsere Mäuler halten.“

Die Frau nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Ich habe eine Ahnung,“ fuhr Böhme fort, „daß

die dort drüben nicht mehr lange hier sein werden, und was ihn betrifft, er wird wahrscheinlich noch früher gehen als die Anderen. Und noch Eins, aber das bleibt unter uns, Martha, der Herr Bernhard Günther —"

Er beugte sich zu ihr hinüber, rüttelte sie ziemlich derbe und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Sie sah halb schlaftrunken, halb erstaunt zu ihm auf, faltete die Hände bedächtig über dem Strumpf und sagte salbungsvoll:

„Das gebe der allmächtige Gott!"

Siebentes Capitel.

Eine gestörte Todtenfeier.

Es waren seit der Generalversammlung bei der Generalin nur acht Tage verflossen, doch diese kurze Zeit hatte hingereicht, die unter den Verwandten herrschende Spannung zur heftigsten Feindseligkeit zu reifen. Frau v. Osten war gegen die Generalin äußerst erbittert. Daß sie hiezu eigentlich so gar wenig Ursache hatte, steigerte nur noch ihren Aerger, und sie war fest entschlossen, den Vetter Nicander mit augenfälliger

Geringschätzung zu behandeln, weil sie hierin das beste Mittel sah, der Generalin Opposition zu machen.

Nebenbei freilich konnte sie es dem Vetter auch nicht verzeihen, daß er die Unschicklichkeit begangen hatte, sich der Familie in einer Matrosenjacke und ohne Handschuhe vorzustellen.

„Ist dieser Mensch nun einmal ein Wallfischfänger und Thransieder," sagte sie, „so will ich ihm auch als solchem begegnen; ich werde über nichts mit ihm reden, als über Thran."

Diesem Vorsatze blieb sie treu. So oft sie mit Nicander — so müssen wir den Grafen nennen — zusammenkam, lenkte sie sofort das Gespräch auf den Thran.

Er suchte ihr auszuweichen, allein es war unmöglich.

Fragte er sie sehr höflich nach ihrem Befinden, so fragte sie ihn naserümpfend, welche Thransorte die beste sei, die von Wallfischen, Finnfischen, Pottfischen, Robben, Seehunden oder Wallrossen. Machte er eine Bemerkung über das Wetter, so machte sie eine über den widerlichen Geruch des Leberthrans. Suchte er ihr Interesse für eine neue literarische Erscheinung einzuflößen, so wünschte sie dagegen zu erfahren, wie man den Thran ausfließen lasse, wie man ihn reinige, verpacke und versende. Und brachte er endlich die

Politik aufs Tapet, so ging sie schnell auf die Handelspolitik über und wollte wissen, von welchem Lande der meiste Thran in den Handel gebracht werde, ob von Norwegen, England, Holland, Frankreich oder Nordamerika.

„Ich will doch sehen, wer von uns Beiden das am längsten aushält," äußerte sie oft gegen ihren Bruder, den Major, der ihrer sinnreichen Methode, den norwegischen Vetter zu demüthigen, den höchsten Beifall zollte.

Ganz anders, aber nicht liebenswürdiger, benahm sich Fräulein Blandina Bimbach.

Das Fräulein konnte die von der Frau v. Osten im Salon der Generalin hingeworfene Aeußerung über das Familien-Hospital nicht vergessen; sie sah darin eine absichtliche Beleidigung und erbat sich schriftlich einen Widerruf, oder eine genügende Erklärung.

Es erfolgte kein Widerruf, und die abgegebene Erklärung war so wenig genügend, daß sie vielmehr in den Augen des Fräuleins als eine neue Kränkung erschien.

Die zwischen Beiden gewechselten Briefe hatten — es war dies auf dem Schlosse so üblich — unter den übrigen Verwandten die Runde gemacht, und es war dem Fräulein zu Ohren gekommen, die Generalin habe sich dahin geäußert, daß Fräulein Blandina bei die-

sem Anlaß eine sehr unzeitige und durchaus nicht zu billigende Empfindlichkeit an den Tag lege.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Generalin gar nichts Derartiges geäußert hatte, doch Fräulein Blandina glaubte es nun einmal; sie faßte es als eine böswillige Parteilichkeit auf und wußte sich an der Generalin nicht besser zu rächen, als indem sie den norwegischen Vetter, als er ihr einen Besuch abstattete, mit schneidender Kälte und unter einem fast absoluten Schweigen empfing. Auf Alles, was er zur Sprache brachte, antwortete sie mit eiserner Beharrlichkeit nichts als Ja oder Nein. Er kam nach einigen Tagen wieder — das Fräulein war und blieb stumm; er versuchte bei einem späteren zufälligen Begegnen ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen — kein Wort kam über ihre Lippen.

Hierüber entspann sich aber ein Streit zwischen ihr und ihrer Schwester Ernestine, die plötzlich eine sehr große Neigung für den „prächtigen alten Seemann" verspürte.

Fräulein Ernestine hatte schon während des ersten Beisammenseins mit ihm im Salon der Generalin zwei Entdeckungen gemacht: nämlich daß er keineswegs nach Thran rieche, und daß er ein sehr unterhaltender Mann sei. Und die Gefühle des Fräuleins waren von wunderbar lebhafter Art. Schon als Nicander

ihr und und ihrer Schwester am folgenden Tag einen Besuch machte, verließen sie den Standpunkt kühler Beachtung und kamen im Sprunge bei dem der warmen Anerkennung an; bei einem dritten Begegnen überhüpften sie mit erstaunlicher Leichtigkeit einige weitere Stadien, und bei einem vierten Zusammentreffen gelangten sie in Sturmeseile bereits dahin, wo glühende Bewunderung in siedende und brodelnde Begeisterung zerfließt.

Von nun an verfolgte ihn Fräulein Ernestine auf allen Wegen und Stegen, im Schloßhofe, im Hohlwege, auf der Ruine, im Park — er war nirgends vor ihr sicher, und wenn sie ihn erst einmal erwischt hatte, gab es für ihn keine Möglichkeit des Entkommens.

Mit bemerkenswerther Unbefangenheit machte sie sich alle Vortheile zu Nutze, die aus naher Verwandtschaft, sowie aus dem Umstande, daß er ein alter Mann war, nur irgend gezogen werden konnten. Sie hing sich mit kindlicher Treuherzigkeit an seinen Arm, tändelte in süßem Selbstvergessen mit seiner Uhrkette, nannte ihn scherzend „alter Papa“ und legte, wenn sie über eine seiner spaßhaften Aeußerungen ins Lachen kam und gar nicht wieder aufhören konnte, mit rührender Vertraulichkeit ihr Lockenköpfchen an seine Schulter.

Das Schlimmste für ihn aber war, daß sie ein

immer wachsendes Interesse für das Polarmeer gefaßt hatte.

Die herrlichen Eisberge, das zauberische Nordlicht, die anregende Jagd auf die schauerlichen Ungeheuer der Meerestiefe — Alles hatte für sie einen hohen poetischen Reiz, ja sie konnte „den Gedanken denken", daß sogar das Einfrieren zwischen Eisfeldern und das Festsitzen daselbst während einer Winternacht von mehreren Monaten für „emphatisch gestimmte Gemüther" etwas unnennbar Anziehendes habe.

Sie sei, betheuerte sie, überhaupt gar kein solches Gänschen, wie der alte Papa wohl glauben möchte, o nein, sie wisse zum Beispiel recht gut, wie es beim Wallfischfange zugehe; man brauche, um die großen Thiere zu erlegen, schrecklich lange Spieße, Harpaunen genannt — das habe sie in Scoresby's Werken gelesen — ja wohl, in Scoresby's Werken, der Papa brauche gar nicht so spöttisch zu lächeln. Nun wolle sie auch die Reisetagebücher von Roß und Parry lesen, ganz gewiß, das wolle sie. Ueber Eines könne sie sich schlechterdings nicht beruhigen. Ob der Papa Nicander wisse, was das sei? Nein, das könne er nicht errathen, und sie wolle es ihm nur sagen: es sei das Schicksal des unglücklichen Franklin.

So ging das in einem fort, denn alle ihre Gedanken drehten sich um den Nordpol in einem Kreise, der

nicht südlicher als bis nach Island reichte, und sie plagte ihr armes Opfer mit tausend Fragen, deren Beantwortung ihm unmöglich gewesen wäre, wenn er nicht schon, wie das Fräulein zu thun beabsichtigte, die Reisetagebücher von Roß und Parry gelesen hätte.

Es waren unter den sämmtlichen Verwandten nur Zwei, welche immer getreulich zusammengehalten hatten: Frau v. Osten nämlich und der Baron v. Odenfeld.

Die gänzliche Hülf- und Rathlosigkeit des duckmäuserigen Barons hatte das Herz der kleinen Dame gerührt, und sie hatte es sich bei verschiedenen Vorkommnissen angelegen sein lassen, ihn gegen die stürmischen Angriffe der Uebrigen in Schutz zu nehmen, was er seinerseits mit gebührendem Dank anerkannte.

Die kleinen Zwistigkeiten, die freilich auch zwischen ihnen hin und wieder entstanden, hatten ihr gutes Einvernehmen niemals ernstlich bedroht. Sie hatten sich oft gestritten, wenn der Rauch aus seiner Küche in ihre Zimmer drang, oder das Wasser aus ihren Zimmern in sein Bett tröpfelte, aber trotzdem blieben sie immerwährend recht gute Freunde, und waren es selbst unter den jetzt eingetretenen Verwicklungen geblieben. Leider sollten nun auch sie sich aufs Heftigste entzweien. Wie das kam, will ich Euch jetzt erzählen, vorerst ist aber ein Rückblick auf die Vergangenheit der Frau v. Osten erforderlich.

Der verstorbene Mann der Frau v. Osten war Rittmeister bei einem Dragoner-Regiment.

Man konnte keinen stattlicheren Cavalier sehen. Er hatte eine wundervolle Gestalt, schöne Gesichtszüge, feurige Augen und einen unvergleichlichen Schnurrbart.

In seinem Anzug war er eitel und prunksüchtig, in seinen Reden eitel und prahlerisch, in Allem, was er that, eitel und nach Effect haschend.

Brauche ich hinzuzufügen, daß er der erklärte Liebling aller eitlen Frauen war?

Leute dieser Art pflegen große Verschwender zu sein, und der Rittmeister v. Osten machte wahrlich keine Ausnahme von der Regel. Als er die kleine, bucklige Agathe Rawald kennen lernte, war schon längst das Vermögen, welches ihm seine früh verstorbene erste Frau mitgebracht hatte, verschleudert, und er wußte sich vor seinen vielen Gläubigern kaum mehr zu retten.

Drei Tage dachte er mit großem Ernst über die Frage nach, ob ein Höcker als ein beachtenswerthes Hinderniß gelten dürfe, wo es sich um die Erwerbung eines Capitals von 40,000 Thalern handle; am vierten Tage war er fest entschlossen, sich an dem Höcker nicht zu stoßen, und am fünften Tage machte er vor der kleinen Agathe eine theatralische Kniebeugung und bat in Phrasen von außerordentlicher Wirkung um ihre Hand.

Arme kleine Agathe! Voll Entzücken gab sie dem schönen Manne nicht nur ihre Hand, sondern auch ihr ganzes Herz, und auf einen sehr kurzen Brautstand folgte die Hochzeit.

Auf die Hochzeit folgten zehn Jahre ehelichen Unglücks. Der schöne Mann zeigte sich sehr bald als ein eingefleischter Egoist und später als ein höchst brutaler Haustyrann. Seiner kleinen verliebten Frau gab er allen Grund zur Eifersucht, und wenn sie dann, von ihrem cholerischen Temperament beherrscht, sich gar zu lebhafte Vorstellungen erlaubte, so ließ er sich dagegen zu rohen Zornesausbrüchen und abscheulichen Mißhandlungen hinreißen. Doch sie liebte ihren Balthasar, und es gehört bekanntlich viel dazu, die Liebe in einem weiblichen Herzen zu tödten. Die ihrige hatte ein so zähes Leben, daß sie schlechterdings nicht umzubringen war.

In der That, erschien auch Frau v. Osten dem Auge fast wie eine Zwergin, ihre Liebe war dem Riesen Antäus vergleichbar, der nicht überwunden werden konnte, weil ihm seine Mutter, die Erde, immer frische Kräfte verlieh, so oft er auch zu Boden geworfen wurde. Welch gütige Mutter ist nicht die Natur, die dem gemarterten Menschenherzen die nämlichen Dienste leistet!

Nachdem der Rittmeister zehn Jahre lang seine

Frau gequält und ihr Vermögen bis auf etwa den vierten Theil verschleudert hatte, starb er. Seine kleine Wittwe trauerte bei seinem Tode so aufrichtig und herzinniglich, als sei ihr der beste und liebevollste Gatte entrissen worden. Sie zerfloß in Thränen, sie war jedem Troste unzugänglich; sie wäre fast selbst gestorben aus Gram und Verzweiflung.

Die Zeit verging, Jahre reihten sich an Jahre, aber noch immer war die Erinnernng an ihren stattlichen, schönen Balthasar der frischsprudelnde Quell, aus welchem ihr inneres Leben Nahrung sog. Sie sprach von ihm mit wahrer Begeisterung, und nichts in der Welt erweckte so sehr ihren Groll, als eine Aeußerung über den Verstorbenen, welche nicht das unbedingteste Lob enthielt.

Zu ihren vielen sonderbaren Gewohnheiten gehörte es, daß sie seinen Todestag immer unter den ganz gleichen, höchst feierlichen Ceremonien beging. So oft im Laufe der Zeit der Tag wiederkehrte — es war der 22. März — kleidete sie sich früh Morgens in tiefe Trauer, stellte sein Bild, von schwarzem Flor umrahmt, auf einen mit schwarzem Tuch überzogenen Tisch und saß nun weinend und wehklagend, ohne Speise noch Trank zu sich zu nehmen, aber um so fleißiger im Gebetbuche lesend, vor dem martialischen Gesicht mit dem unvergleichlichen Schnurrbart, bis

endlich der Abend kam, und sie ganz erschöpft zusammenbrach.

Am folgenden Tage aber war sie dann gewöhnlich so heiter und guter Dinge, als fühle sie sich durch eine höchst verdienstliche That in ihrer Selbstschätzung unendlich gehoben.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit im Charakter der Frau v. Osten war es überhaupt, daß sie urplötzlich von einer Gemüthsstimmung in die ganz entgegengesetzte überspringen konnte, gleichwohl aber, so schnell auch der Wechsel erfolgt war, von den Gefühlen, die in einem gegebenen Augenblick die Oberhand hatten, sich vollkommen beherrschen ließ. Und so kunterbunt und wunderlich in ihrem Herzen die verschiedensten und widersprechendsten Empfindnngen ineinander geschachtelt waren, so kunterbunt und wunderlich lagen auch in ihrem Kopf die unter sich unverträglichsten Ideen aufgehäuft. Sie gab sich nie die mindeste Mühe, sie zu ordnen, und oft wurde die Confusion so groß, daß sie gar nicht mehr sich hindurchzuhelfen vermochte. Sie vergaß dann Wichtiges über ganz Geringfügigem, hielt sich hartnäckig an Nebenumstände, bestritt aber die Hauptsache, und war so zerstreut, daß sie kaum zu antworten gewußt hätte, wenn sie um ihren eigenen Namen befragt worden wäre.

Es war am 21. März spät Nachmittags. Frau v. Osten hatte sich den ganzen Tag auffallend ruhig verhalten; der Baron v. Odenfeld hatte sie kein einzigesmal mit ihrem Dienstmädchen zanken hören, und es war kein Tropfeu Wasser durch die Decke seines Schlafzimmers gedrungen. War die kleine Frau krank?

Der Baron hatte sein selbstgekochtes, spärliches Mittagsessen verzehrt: Topfnudeln in Milch, ein aufgewärmtes Ragout von Kalbszunge mit Rosinen und ein mehr als bescheidenes Aepfelsoufflée.

Schon seit einer Stunde blickte er voll trüber Gedanken in die geleerten Schüsseln, und schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust. Es dämmerten in seinem Geiste lieblich-wehmüthige Erinnerungen auf an die köstlichen Diners, die er in den Tagen seines Wohlstandes in der Residenz bei Fousané und Vincent sich zu Gemüthe geführt hatte; Suppen à la reine und Mockturtlesuppen, Karpfen mit Champagnersauce und blaugekochte Bachforellen, Krammetsvögel am Spieß gebraten und Kapaunen in der Pfanne gebraten, Krebspasteten und Straßburger Gänseleberpasteten und Crêmes ohne Zahl erschienen und schwanden vor seinem inneren Blicke wie flüchtige Schattenbilder von theuren, lange vermißten Freunden; es wurde ihm so weh ums Herz, so unsäglich weh — es litt ihn nicht mehr in seiner engen Klause. Er legte Hommer's Koch-

buch, in welchem er geblättert hatte, aus der Hand und machte schnell Toilette, das heißt, er band die weiße Küchenschürze los, vertauschte die Pantoffeln mit Stiefeln und schlüpfte in einen schwarzen, etwas fadenscheinigen Frack.

Seine Cousine, Frau v. Osten, sah ihn immer gern, wenn er sich Abends bei ihr zum Thee einfand; sie pflegte ihm dann gutes Brod, frische Butter und etwas kalte Küche, auch wohl eine Omelette vorzusetzen.

Heute war er dazu noch sicher, ihren Bruder, den Major, der immer schlechte Witze über seinen starken Appetit machte, nicht bei ihr zu treffen. Er ging also hinauf.

Als er in das Zimmer seiner Cousine trat, war er nicht wenig erstaunt über den Anblick, der sich ihm darbot.

Der große, runde Divantisch war mit schwarzem Tuch überhängt, und auf dem Tisch stand das sonst die Wand über dem Sopha zierende Bild des seligen Rittmeisters mit dem unvergleichlichen Schnurrbart. Es war mit schwarzem Flor umrahmt und wurde von sechs hohen Wachskerzen beleuchtet. Auf dem Sopha aber hockte die kleine Frau v. Osten in Trauerkleidern mit dem Gebetbuch in der Hand.

Sie schien sein Eintreten gar nicht bemerkt zu

haben, und erst in dem Augenblicke, als er dicht an sie herangetreten war, hob sie das buchstäblich in Thränen gebadete kleine Gesicht und blickte ihn mit unbeschreiblicher Traurigkeit an.

„Sie sinds, Vetter Odenfeld?" sagte sie schluchzend. Es ist sehr freundlich von Ihnen, mich an diesem Unglückstage zu besuchen, an welchem mein unvergeßlicher Balthasar — es sind jetzt zwölf Jahre her — aber — o es bricht mir fast das Herz, wenn ich — o — —"

Ihre Worte wurden immer unverständlicher, sie barg das vom Weinen ganz aufgedunsene Gesicht in den Händen und wimmerte so kläglich wie ein mißhandeltes Kind.

Der Baron starrte ganz verdutzt vor sich hin. Er wußte, daß dieser Tag für seine Cousine ein Fasttag war. Wo blieben nun der Thee, die kalte Küche und die Omelette?

Da klärte sich aber plötzlich sein melancholisches Gesicht wieder auf — das ersehnte Abendessen war noch keineswegs ohne Rettung verloren.

„Cousine," sagte er in dem sanftesten und trostreichsten Tone, den er nur irgend aus seiner rauhen Kehle hervorzubringen vermochte," Cousine, ich nehme, Sie wissen es, an Ihrem Schmerze den innigsten Antheil, indeß . . ."

„Ja, ich weiß es," unterbrach sie ihn unter neuen Thränenergüssen, „Sie waren meinem armen Balthasar gut, Sie wußten seine vielen edlen Eigenschaften zu würdigen. Es ist lieb von Ihnen, sich seines Todestages zu ..."

„Aber theuerste Cousine," rief der Baron, „der Todestag ist ja gar nicht heute!"

„Nicht heute?" rief mit plötzlich veränderter Stimme Frau v. Osten, indem sie auf dem Sopha einen Satz machte, daß ihre kleine Fignr auf den elastischen Springfedern noch eine Weile auf und ab tanzte. „Was wollen Sie damit sagen, Vetter?"

„Daß Sie sich in dem Kalender versehen haben müssen, Cousine. Es ist heute der Einundzwanzigste und nicht der Zweiundzwanzigste."

„Was versehen, was Kalender, ich brauche keinen Kalender! Glauben Sie, daß ich meines Balthasar's Todestag nicht weiß? Voriges Jahr war er an einem Donnerstag, dessen bin ich sicher, heute ist Donnerstag und folglich . . ."

„Sie sind im Irrthum, Cousine, gewiß, Sie sind vollständig im Irrthum, der Zweiundzwanzigste fällt ja nicht immer auf einen Donnerstag. Sehen Sie nur her."

Er hatte von ihrem Schreibtisch einen Kalender genommen und darin den Monat März aufgeschlagen.

Hier war der Zweiundzwanzigste von der Hand der Frau v. Osten, wahrscheinlich schon vor längerer Zeit, mit einem dicken Tintenstrich umkränzt worden. Er hielt ihr das Buch hin und zeigte mit dem Finger auf die Stelle.

„Ueberzeugen Sie sich nun selbst, Cousine. Hier steht doch deutlich genug die Zahl 22 und daneben Freitag, schloß er im Tone liebreicher Ueberredung und mit der Hoffnung, daß Frau v. Osten nun sogleich dem ganz unnöthigen Fasten ein Ende machen und ein recht solides Abendessen auftragen lassen werde.

Es dauerte mehrere Secunden, ehe Frau v. Osten sich von der Wahrheit der aufgestellten Behauptung überzeugt hatte.

Kaum aber war dies geschehen, als sie wie eine Furie aufsprang, dem Baron den Kalender aus der Hand riß und mit zornfunkelnden Augen kreischte:

„Sie sind ein abscheulicher, ganz nichtswürdiger Mensch! Wer heißt Sie zu trauernden Wittwen gehen und ihre Todtenfeier controliren? Was geht es Sie an, ob ich am Einundzwanzigsten oder Zweiundzwanzigsten meinen Balthasar beweine? Hätten Sie mich nur fortmachen lassen, Sie herzloses Ungeheuer, so wäre ich jetzt bald damit zu Ende. Statt dessen muß ich nun, Dank Ihrer unbefugten

Einmischung, morgen das Heulen von vorn anfangen. Gehen Sie mir aus den Augen, fort mit Ihnen, fort!"

Nach diesen mit erstaunlicher Schnelligkeit und unter heftigen Gesticulationen hervorgestoßenen Worten schleuderte ihm die erboste Frau den Kalender an den Kopf und machte Miene, das Gebetbuch dem Kalender folgen zu lassen.

Der Baron zog sich, ohne eine Erwiederung zu wagen, scheu aus ihrer Nähe zurück und gewann eiligst die Thür. Und noch lange hörte er drunten in seinem Zimmer, wie Frau v. Osten in dem ihrigen umhertobte und sich in Zornreden erging, von denen er zum Glück die einzelnen Worte nicht verstehen konnte.

Von diesem Tage an lebten die früheren Verbündeten in beklagenswerther Feindschaft.

Frau v. Osten fand nun plötzlich den Rauch, den der Baron alle Tage beim Kochen verursachte, ganz unerträglich.

Sie ließ ihm hinuntersagen, daß er seine Kocherei einstellen, oder dazu einen anderen Theil des Schlosses sich ausersehen möge.

Da sie hiemit nichts erreichte, schrieb sie an die Generalin, sie möge, da sie sich doch nun einmal als Herrin von Ronneburg betrachtet wissen wolle, auch

die Obliegenheiten einer solchen erfüllen und den Unzuträglichkeiten, über die man sich bei ihr beschwere, abhelfen. Lange genug habe sie, Frau v. Osten, sich von dem Vetter Odenfeld räuchern lassen, aber wenn er beabsichtige, sie ganz und gar zur Kieler Sprotte zu machen, so müsse sie dagegen Protest erheben.

Der in höchster Wuth geschriebene Brief enthielt fast ebenso hitzige Ausfälle gegen die Generalin, wie gegen den Baron, und die Erstere hätte sich sehr beleidigt fühlen müssen, wäre nicht ihr Stolz ein Panzer gewesen, an dem alle Pfeile der Schmähsucht, von solcher Hand abgeschossen, wirkungslos abprallten.

Sie antwortete der Frau v. Osten im höflichsten Tone und sagte ihr die gewünschte, freundschaftliche Vermittlung zu.

Dann ließ sie den Baron einladen, sie zu besuchen.

Er kam, und sie stellte ihm in sanfter und wohlwollender Weise vor, wie es im Interesse des lieben Friedens wohlgethan wäre, wenn er eine andere Wohnung beziehen würde.

Der mürrische Mann hörte nicht auf ihre Bitten. Er habe sich in seiner jetzigen Wohnung auf eigene Kosten einen Kochherd herstellen lassen und sei ganz und gar nicht geneigt, ihn mit abermaligen Kosten anderswo unterzubringen, weil der Kamin der Cousine v. Osten den Rauch durchlasse und nicht gehörig aus-

gebessert werde. Wenn sich die Cousine v. Osten über ihn beschwere, so möge die Cousine Fellenbach entscheiden, was das Schlimmere sei: ein wenig Rauch, oder ein Regenbad von schmutzigem Seifenwasser.

Die Generalin machte noch einen letzten Versuch, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, doch er erklärte ihr rund heraus, daß er es endlich satt habe, sich hofmeistern zu lassen.

Dann entfernte er sich in der rauhen Manier des Königs Kambyses.

Arme Generalin, ihre Unterthanen waren auf einmal alle rebellisch geworden, und das Scepter, welches sie so lange zur Aufrechthaltung des Burgfriedens segensreich geführt hatte, war nahe daran, ihrer machtlos gewordenen Hand zu entsinken.

Dies hatte sich von dem Tage an so gestaltet, an welchem der norwegische Vetter aufs Schloß zog. Es war gerade, als habe sich zugleich mit ihm ein böser Höllengeist auf Ronneburg eingenistet, um mit seinem giftigen Hauch den glimmenden Zunder der Zwietracht zur helllodernden Flamme anzufachen.

Der norwegische Vetter aber ließ sich alle Tage über die Vorgänge auf dem Schloß von dem Castellan Bericht erstatten. So oft er von neuen Streitigkeiten

unter den Verwandten hörte, spielte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund.

Den weichherzigen Castellan überlief bei diesem Lächeln immer ein kalter Schauer.

„Wie kann man nur über so Trauriges lächeln?" sagte er zu seiner phlegmatischen Frau. „Aber der Mann ist fürchterlich, er kennt keine menschlichen Gefühle!"

Achtes Capitel.

Wie die Generalin das Ronneburger Postamt versieht.

Das vorhergehende Capitel belehrte uns, wie die Behandlung, welche Frau v. Osten und Fräulein Blandina ihrem norwegischen Vetter angedeihen ließen, darauf berechnet war, daß selbst der dickhäutigste Wallfischfänger darin eine absichtliche Kränkung sehen müsse. Doch Nicander war von einer unerhörten Anspruchslosigkeit; durch keine Miene, keinen Blick, kein Wort verrieth er, daß er sich verletzt fühle, wenn seine Cousine Blandina wie eine Statue dasaß und den Mund fest geschlossen hielt, als hätte sie soeben das Gelübde der Trappisten abgelegt, oder wenn seine Cousine v. Osten mit einer unerschütterlichen Beharrlichkeit

über nichts als Thran sprach, oder wenn ihn sein Vetter Rawald mit ausnehmender Ungebührlichkeit über die Klagetöne im Thurm zur Rede stellte, oder wenn ihn sein Vetter Odenfeld bei jeder Gelegenheit anknurrte wie ein übelgelaunter Kettenhund. In der That, alle Tölpeleien glitten an seiner Harmlosigkeit ab, wie der Regen an einem Schirmdach, und der Major verzweifelte fast daran, die Stelle zu finden, an welcher er verwundbar sei.

„Wahrhaftig," sagte er zu seiner Schwester, „ich fange an, zu glauben, daß unter Wallfischfängern eine eigene Scala der Höflichkeit festgestellt sein muß, auf welcher der Nullpunkt erst bei der Maulschelle oder dem Fußtritt angesetzt ist."

Und der Major bezeigte eine große Neigung, an dieser supponirten Scala bis zum Nullpunkt herabzugehen, doch Nicander setzte endlich seiner Unverschämtheit eine Grenze.

Es geschah ein paar Mal, daß seine kleinen grauen Augen und die großen braunen Augen des Majors fest, unnachgiebig, drohend in einander schauten, und der Major ertrug den Blick nicht, sondern zog sich unter zornigem Brummen von dem norwegischen Vetter zurück.

Mehr bedurfte es von Seite des Letzteren nicht, und er ließ es dabei bewenden.

Hätte es der Graf nur mit dem Major, dem Baron, der Frau v. Osten und den Schwestern Bimbach zu thun gehabt, so wäre ihm ohne Zweifel der Aufenthalt auf Ronneburg bald verleidet worden. Glücklicherweise war dem nicht so; er unterhielt sich oft und gern mit Bernhard Günther und dem Kammerjunker v. Osten.

Beide junge Männer gefielen ihm recht wohl; der Erstere wegen seines festen männlichen Benehmens, seiner Ehrenhaftigkeit und Treuherzigkeit, der Letztere wegen der gefälligen Form seiner Sitten und einer sehr ausgebildeten Unterhaltungsgabe.

Der Kammerjunker hatte nicht ohne Nutzen die besten Cirkel der Residenz besucht; er wußte über eine Menge von Gegenständen in leicht fließenden Worten Passendes zu sagen, und da er Gelegenheit gehabt hatte, vielen hochstehenden, in diplomatischen Sphären bekannten Persönlichkeiten vorgestellt zu werden, so gab es zwischen ihm und dem Grafen immer neue Anknüpfungspunkte. Nur führten sie zu Gesprächen, die es dem Grafen oft schwer machten, sein Incognito zu bewahren.

Ganz besonders fühlte sich der Graf zu der Generalin Fellenbach hingezogen.

Die schöne Frau war ihrem gleich Anfangs gefaßten Vorsatz treu geblieben, den norwegischen Vetter

mit der Achtung zu behandeln, auf welche er vermöge seines gebildeten Benehmens einen unbestreitbaren Anspruch hatte. Schon als sie zum zweitenmale mit ihm zusammentraf, bezeigte sie ihm eine Freundlichkeit, die sichtbar darauf abzielte, den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den ihre anfängliche kalte Zurückhaltung auf ihn gemacht haben mußte; und als sie ihm später wieder im Park begegnete, war sie noch zuvorkommender und lud ihn zum Thee auf den Abend.

Nicander kam, und die Stunde, die er bei ihr zubrachte, verging in dem anregenden Genuß, den Menschen von Geist darin finden, ihre intellectuellen Kräfte zu messen.

Als sie schieden, hatte die Generalin die Ueberzeugung gewonnen, daß Nicander ein Mann sei, der ihr als Freund und Verbündeter ausnehmend nützlich, als Feind aber ausnehmend gefährlich werden könnte, und sie beschloß, ihn zu ihrem Freunde zu machen. Der Graf seinerseits hatte eine äußerst günstige Meinung von der Generalin gefaßt; er war erstaunt und entzückt über die Lebhaftigkeit und Kühnheit ihres Gedankenfluges, über die Schnelligkeit und Folgerichtigkeit ihres Urtheils.

„Eine bewundernswerthe Frau,“ sagte er für sich, als er wieder in seinem Thurm allein war, „bei ihr habe ich endlich einen Geist gefunden, der dem

meinigen verwandt ist. Unter glücklicheren Umständen, wie würdig wäre ich ihrer gewesen, wie würdig wäre sie meiner gewesen! Ja, beim Himmel, wenn ich vierzig Jahre statt sechzig zählte, und sie zwanzig statt vierzig — doch nein, zum zweitenmale begeht ein nur halbswegs verständiger Mann diese Thorheit nicht.

Wenn hieraus erhellt, daß der Graf, nachdem ihn die Generalin ein einziges Mal zum Thee geladen und eine Stunde lang ihre reichen geistigen Schätze vor ihm ausgebreitet hatte, schon auf gutem Wege war, sich in sie zu verlieben, so kann dies nur ganz junge Leute in Erstaunen setzen, die, wenn sie auch einräumen, daß eine vierzigjährige Frau noch im Besitze der Reize sein mag, welche sie bei dem weiblichen Geschlecht so sehr bewundern, doch nicht begreifen wollen, daß ein sechzigjähriger Mann ein Herz haben kann, das für eben diese Reize noch empfänglich ist.

Ich will mich mit jenen jungen Leuten nicht streiten, ich wende mich an die älteren und gescheiteren. Diese frage ich, ob es ein Wunder zu nennen ist, daß der Graf für die Generalin Feuer fing?

Nein!

Nun gut, es ist dann wohl noch weniger ein Wunder zu nennen, wenn er später ganz von ihr hingerissen wurde, als er ihr täglicher Gast geworden, und sie nun in erhöhtem Maße Alles aufbot, was

eine Frau von hoher Intelligenz und üppiger Schönheit aufbieten kann, um einen Mann an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Durch welche Gründe die Generalin bewogen wurde, alle Minen springen zu lassen, um sich die Zuneigung des alten norwegischen Vetters zu sichern, und was sie damit bezweckte — an eine Verbindung mit ihm dachte sie nicht — das sollte ich eigentlich dem Leser noch nicht sagen. Ich will es ihm aber doch sagen — nein, es geht wahrhaftig nicht; erräth er es aber, nachdem ich ihm die folgende kleine Begebenheit mitgetheilt habe, so kann ich nichts dafür. Ich habe nur die Thatsachen in chronologischer Ordnung zu berichten, und muß es Jedem überlassen, sie nach eigenem Belieben zu deuten.

Die kleine Begebenheit ist bald erzählt.

Es waren zwei Tage verflossen, seitdem der Graf, oder Nicander, wie ich ihn lieber nennen will, bei der Generalin zum Thee geladen war. Die Generalin saß in ihrem wunderhübsch und geschmackvoll ausgestatteten Boudoir vor einem zierlichen, mit Elfenbein ausgelegten Schreibtisch von Jacarandaholz, an dessen Rückseite ein von Schlingpflanzen durchwobenes Flechtwerk sich lehnte.

Ein paar herrliche Statuetten nach Thorwaldsen, die sinnreich zwischen den frischgrünen Blättern ange-

bracht waren, mochten oft die schönen Augen der Dame auf sich gezogen haben, wenn sie, von ihrer Arbeit auf kurze Zeit aufschauend, nach Worten für ihre nur zu schnell ihr zufließenden Gedanken suchte.

Außer der Generalin befand sich noch eine andere Person im Zimmer; es war dies der alte Castellan Böhme.

Er war soeben eingetreten und reichte ihr jetzt mit einer tiefen Verbeugung und einer officiellen Miene ehrfurchtsvoller Ergebenheit ein kleines offenes Postfelleisen.

Die Generalin nahm es und legte es auf den Tisch.

„Wer geht heute auf die Post, Böhme?“ fragte sie in freundlich herablassendem Tone.

„Jonas, wie gewöhnlich, Euer Gnaden,“ war die Antwort.

„Ist das Felleisen schon überall gewesen?“

„Ueberall, Frau Generalin.“

„Aber es kann doch noch nicht so spät sein, Böhme?“

„Gerade hat es elf Uhr geschlagen, gnädige Frau.“

„Ich habe noch einige Briefe zu schreiben; wie lange Zeit wollen Sie mir dazu vergönnen, Böhme?

Die Frage klang so überaus sanft und für das

Ohr des Castellans so schmeichelhaft. Er sollte bestimmen, wie viel Zeit ihr bliebe! Es rührte ihn innig.

„Wenn Euer Gnaden in einer Stunde . . .“

„Eine ganze Stunde räumen Sie mir ein, Böhme?“ unterbrach ihn die Generalin wie überrascht. „Ei, Sie sind ja heute die Gefälligkeit selbst!“

„Ich könnte dem Jonas ein Pferd geben, das würde ihm eine halbe Stunde ersparen und er käme noch zeitig genug hinüber.“

„Ich danke Ihnen, Böhme. Sie wissen doch für Alles Rath. In einer Stunde werde ich klingeln. Sagen Sie dem Jonas, daß er sich bereit halte.“

Sie nickte ihm mit außerordentlicher Leutseligkeit zu, und er zog sich, von den Strahlen ihrer Huld wohlthätig erwärmt, zurück.

Gleich darauf erhob sich die Generalin und verschloß die Thür mittels eines im Schloß angebrachten Riegels.

Nachdem sie dann wieder zum Schreibtisch zurückgekehrt war, zog sie aus dem Felleisen die darin befindlichen Briefe einzeln hervor und legte sie neben einander auf den Tisch.

Bei jedem dieser Briefe musterte sie schnell die Adresse. Sie mußte die verschiedenen Schriftzüge ihrer Verwandten sehr genau kennen, denn es bedurfte

für sie nur eines flüchtigen Blickes, um sich zu überzeugen, wer der Schreiber oder die Schreiberin sei.

Sie nannte diesen oder diese halblaut, so oft sie einen der Briefe aus der Hand legte.

„Frau v. Osten" — hieß es — „Major Rawald — der Kammerjunker — wieder Frau v. Osten — dies hier Blandina — noch einmal Frau v. Osten — ah!"

Das „Ah!" galt einem Briefe, den sie nicht zu den andern legte, sondern in der Hand hin und her drehte und von allen Seiten genau besah.

Das Couvert war nicht mit Siegellack geschlossen; es war mit Gummi verklebt.

„Um so besser," sagte die Generalin für sich, indem sie, noch immer den Brief in der Hand haltend, ihr Boudoir verließ und in das daneben befindliche Schlafgemach ging.

Als sie nach kaum zwei Minuten wieder zurückkehrte, war die gummirte Stelle des Couverts von einer Feuchtigkeit aufgeweicht; und als sie nun ein scharfes Messer nahm und die Klinge desselben unter den aufgeklebten Streifen schob, löste sich dieser ohne große Schwierigkeit von dem unteren Papier ab.

Die Generalin mußte offenbar in dieser Arbeit sehr erfahren sein, denn sie ging ihr erstaunlich leicht von der Hand. Leider aber bewies sie noch mehr

Eifer als Geschicklichkeit — oder war das Messer gar zu scharf? — genug, sie schnitt tief in das Papier ein — das Couvert war unbrauchbar geworden!

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen der Genelin, ihre bis jetzt so feste Hand zitterte; doch schon im nächsten Moment hatte sie sich wieder gefaßt und zog so ruhig, als sei gar nichts Erhebliches geschehen, den Brief aus dem Couvert.

Sie entfaltete ihn schnell und heftete ihre Augen mit unbeschreiblicher Spannung auf die Schrift.

„Glücklicherweise nicht Schwedisch oder Norwegisch," sagte sie für sich, nachdem sie die erste Zeile hastig überflogen hatte.

Sie las nun mit mehr Muße weiter, und sicherlich mußte der Inhalt des Briefes sie aufs Lebhafteste interessiren, denn ihr Busen wallte stürmisch, und eine fieberhafte Aufregung zeigte sich in ihren ausdrucksvollen Zügen.

Als sie den Brief zu Ende gelesen und dann noch einige Stellen darin, als wollte sie ihrem Gedächtniß jedes Wort aufs Genaueste einprägen, ein zweites- und drittesmal gelesen hatte, hob sie mit triumphirender Miene den Kopf und sah mit vor innerer Erregung funkelnden Augen vor sich hin.

„So hat sich meine Ahnung denn bestätigt," sagte sie, indem sie das Papier wieder zusammenfaltete und

auf den Tisch legte, „dieses Geheimniß, geschickt benutzt, hat den Werth von Millionen!"

Sie nahm nun aus einer Schublade eine große Menge von Couverts. Es waren deren von allen Größen, von verschiedener Form und Farbe. Es fand sich auch bald eines, das dem unbrauchbar gewordenen vollkommen gleich war.

Das letztere legte sie mit der beschriebenen Seite nach oben vor sich hin, dann tauchte sie eine Feder ein und schrieb, nachdem sie auf einem Bogen Papier mehrere wohlgelungene Versuche gemacht hatte, mit fester und gewandter Hand die Adresse so täuschend ähnlich nach, daß es dem geübtesten Auge fast unmöglich gewesen wäre, sie von der echten zu unterscheiden. Der Brief war nun seiner äußeren Gestalt nach wieder hergestellt, nur das Geheimniß, welches er enthielt, war seiner Natur nach ein anderes geworden. Es war jetzt in den Mitbesitz der kühnen und thatkräftigen Frau übergegangen, die darin mit schnellem Blick das Mittel zur Erreichung eines großen und begehrenswerthen Zieles erkannt hatte, und fest entschlossen war, es in ihrem Interesse zu verwerthen.

„Jetzt schnell ein paar Zeilen an Therese," sagte sie, indem sie mit der Hand über die erhitzte Stirne fuhr, als wolle sie ihren in der Ferne schweifenden Geist in engere Grenzen bannen.

– Und wieder flog die Feder geräuschvoll und rasch in großen Zügen und mit so großen Räumen zwischen den Zeilen über ein frisches Blatt Papier dahin, daß es nur zwei Minuten dauerte, bis sie am unteren Rande desselben ankam. Aber damit war auch der Brief schon fertig.

Die Generalin sah nach der Standuhr auf dem Kaminsimse; noch war die Stunde nicht vorüber, die ihr der gefällige Castellan eingeräumt hatte, die Stunde, die der Antwort des kecklich befragten Schicksals zufolge zur wichtigsten ihres ganzen Lebens werden sollte.

Sie schob nun alle Briefe in das Felleisen und ordnete dann eine Menge von Papieren, die auf dem Tische zerstreut umherlagen. Einige legte sie in die Schublade, andere in ein hinter derselben befindliches geheimes Fach, wieder andere aber ballte sie in der Hand zusammen und warf sie in den Kamin. Diese letzteren zündete sie mittels eines Streichhölzchens an, und die Flamme loderte hell und lustig auf. Nun schob sie den Schieber an der Thür wieder zurück und zog die Klingel. Ihr Kammermädchen erschien und empfing das Postfelleisen, nachdem es die Generalin mit einem auf dem Schreibtische liegenden Schlüssel verschlossen hatte.

Ich füge gleich hier hinzu, daß in Folge des von

der Generalin geschriebenen Briefes gegen Abend des nächsten Tages eine Postchaise in den Schloßhof rollte und vor der großen Freitreppe hielt, die unmittelbar zu ihrer Wohnung führte.

Aus der Chaise aber stieg eine bildschöne junge Dame von kaum achtzehn Jahren.

Es war Fräulein Therese Fellenbach, die Tochter der Generalin, die, wie ich schon im Vorhergehenden hätte sagen sollen, nicht bei ihrer Mutter auf Schloß Ronneburg, sondern bei einem Bruder ihres verstorbenen Vaters in der Residenz wohnte.

Und nun zieht Eure Schlüsse, liebe Leser. Ihr werdet vielleicht sagen, daß dies sehr leicht ist. Ich sage gar nichts, als daß die Folge lehren wird, ob Ihr richtig gerathen habt.

Neuntes Capitel.

Ein Morgen und ein Abend.

Gibt es wohl unter all dem Schönen und Herrlichen, das uns die freigebige Natur darbietet, etwas Belebenderes für Herz und Gemüth, oder etwas Erfrischenderes und Kräftigenderes für den physischen

Organismus, als einen sonnigen Morgen im Monat März? An den Grashalmen und an den schwellenden Knospen der Bäume und Sträucher hat die noch kalte Nacht einen feinen Reif zurückgelassen, und die Sonne scheint noch winterlich matt durch den leichten, weißlichen Nebel; aber schon haben sich zarte Schneeglöckchen und duftende Primeln aus dem mütterlichen Schoß der Erde hervorgewagt, und hoch droben auf Baumwipfeln und Dächern schmettern zurückgekehrte Zugvögel ihre wirbelnden Freudenlieder, als wollten sie frohlockend verkünden, daß schon während der Vormittagsstunden Reif und Nebel verschwinden, und dann das glänzende Tagesgestirn vom blauen unbewölkten Himmel herab mit siegreicher Gewalt seine erwärmenden Strahlen über die fröstelnde Erde ergießen würde, um das überall sich regende Leben einen weiteren Schritt der endlichen Entfaltung entgegenzuführen. Und wo gäbe es wohl einen Menschen, der an einem solchen Morgen nicht auch in seinem Innern ein neues, kräftiges Leben keimen fühlte? Noch ist jeder Nerv nachhaltig gespannt und gestählt von der rauhen Frische des Winters, aber eine wonnige Vorempfindung der üppigen Genüsse, die der Sommer bringen wird, macht das Blut schon rascher durch die Adern strömen, und das Herz schwillt gleich der Knospe am Baume und dehnt sich freudig, als müsse es wie jene eine neue

Fülle von Blüthen entfalten — Blüthen der Liebe und der Hoffnung.

An einem solchen frischen, sonnigen Morgen im Monat März war es, daß Bernhard Günther im Schloßgarten zu Ronneburg seinen Arbeitern ihr Tagewerk anwies.

Auf der oberen Fläche und am Abhange eines Hügels sollten Bäume gefällt und ein fast undurchdringliches Dickicht von Unterholz ausgerodet werden, denn es galt, eine weite Fernsicht auf das Thal und das Meer zu eröffnen.

Kaum wohl hatte der junge Mann eine Ahnung, daß an diesem nämlichen Tage sich seinem Geiste eine Fernsicht eröffnen werde, an deren Horizont gleichfalls ein Meer lag — ein unruhiges, sturmbewegtes, wellentreibendes Meer von Liebeswonne, Leidenschaft und Täuschung.

Stunden lang war er schon in voller Thätigkeit gewesen, aber es war noch früh, und der Reif hing noch gleich winzig kleinen gefrorenen Thränen an den zitternden Wimpern der Pflanzen. Er stand droben auf dem Hügel und sah, wie unter den weithinschallenden Axtschlägen sich die laublosen Wipfel neigten und dann prasselnd zur Erde niederstürzten; er sah, wie schon hie und da in blauer Ferne die wie Silber glänzende Meeresfläche zwischen den dunklen Baummassen hervorschimmerte.

Da war es ihm, als höre er hinter sich ein Rauschen wie von Frauengewändern.

Er bezweifelte nicht im Mindesten, daß es eine seiner weiblichen Verwandten sei, vielleicht Fräulein Ernestine Bimbach, die ihn schon oft während seiner Arbeit besucht und mit ihren überschwänglichen Gefühlsergüssen gequält hatte.

Er wollte schon, ohne sich nach ihr umzusehen, den Hügel hinabeilen und eine recht unwegsame Stelle aufsuchen, wohin sie ihm nicht folgen könne. Doch nun schlugen Stimmen an sein Ohr, und eine derselben, die einen gar lieblichen und hellen Klang hatte, war ihm unbekannt. Er konnte seiner Neugierde nicht widerstehen und wendete sich um.

Es waren zwei Frauengestalten, die sich ihm näherten: die hohe, stolze, majestätische der Generalin und eine andere, schlankere, jugendlichere, belebt von einer so leichten und heiteren Anmuth in allen ihren elastischen, geschmeidigen Bewegungen, daß seine Blicke, einmal von ihr angezogen, wie bezaubert an ihr hangen blieben.

Wer mochte diese feenhafte Fremde sein?

Sie kam näher; sie war — jetzt sah er es ganz deutlich — noch in der ersten, frischen Blüthe der Jugend, in der eben entwickelten physischen Reife von siebzehn oder achtzehn Jahren. Ein helles Kleid

schmiegte sich knapp an die schlanke Taille und floß dann in weiten, bauschigen Falten bis an ihre Füße nieder; eine Mantille von schwarzer Seide hing leicht darüber hingegossen, die vollen schwellenden Formen ihrer Büste und Schultern mehr verrathend als verdeckend.

Unter einem Strohhut mit wallenden, breiten Bändern quoll, als wolle es sich keinen Zwang gefallen lassen, in üppigster Fülle ihr schwarzes Haar hervor und legte sich in ringelnden, regellosen Locken an Wangen von lieblicher Rundung und unvergleichlichem Incarnat.

Vielleicht hätte man bei genauer Prüfung in ihren Zügen manche Unregelmäßigkeit entdecken können, vielleicht war der Mund zu groß, vielleicht auch das Kinn zu stark hervortretend für ihr Geschlecht und Alter; aber sicherlich hätte ein sehr ruhiger und kalter Blick dazu gehört, eine solche Prüfung anzustellen, denn das lodernde Feuer ihrer dunklen Augen, das bezaubernde Lächeln, das ihre Lippen kräuselte, die pikante, neckische Lebhaftigkeit des Mienenspiels, dies Alles hatte etwas so unwiderstehlich Fesselndes für den Beschauer, daß es selbst das artistische Urtheil eines Phidias oder Rafael in Verwirrung gebracht hätte.

Daß es die Sinne Bernhard Günther's in Verwirrung brachte, ist nur zu gewiß.

Nach einer huldvollen Begrüßung von Seite der Generalin und einer etwas verlegenen von Seite des jungen Mannes — er trug einen abscheulichen Arbeitskittel von mehr als zweifelhafter Reinheit — erfolgte eine gegenseitige Vorstellung.

„Meine Tochter Therese — dein Vetter Bernhard Günther, liebes Kind.“

„Meine Tochter,“ fügte die Generalin mit ihrem gewinnendsten Lächeln hinzu, „tyrannisirt mich in dem Maße, daß ich mich sogar ihrem Gebote fügen muß, in der kalten, thaufeuchten Morgenluft zu promeniren. Sie behauptet, daß es meiner Gesundheit zuträglich sei, denkt aber natürlich nur an ihr eigenes liebes Ich. Was halten Sie von einem solch crassen Egoismus, Neffe?

„Ehe Sie meiner Mutter Antwort geben und offen gegen mich Partei ergreifen, wie Sie es wahrscheinlich thun werden, bitte ich Sie, mir die Hand zu reichen, Vetter,“ sagte Fräulein Therese, indem sie ihre schwarzen Locken zurückschüttelte und mit einem festen, prüfenden Blick in Bernhard's Gesicht sah. „Die Verwandtschaft gestattet ja glücklicherweise, über die langweiligen Förmlichkeiten, die einer nähern Bekanntschaft vorauszugehen pflegen, rasch hinwegzueilen, und ich meinestheils möchte mich eines so erheblichen Vortheils nicht begeben, denn nichts in der Welt ist mir wider=

licher, als der Druck der conventionellen Zwangsjacke. Also Ihre Hand, Vetter, mag nun ein wenig Erde daran kleben oder nicht.

So, die Bekanntschaft wäre gemacht, und wir werden nun die besten Freunde sein, selbst wenn Sie aus purer Höflichkeit gegen meine Mutter die Behauptung aufstellen sollten, daß Morgenspaziergänge zu den schädlichsten aller Extravaganzen gehören.

„Ich würde meiner eigenen Erfahrung widersprechen, wenn ich das thäte, mein Fräulein," entgegnete Bernhard, etwas verblüfft über das freie, zuversichtliche Benehmen seiner schönen Cousine.

„Lassen Sie das Fräulein weg, wenn Sie die Cousine nicht verscheuchen wollen," sagte sie mit einem Aufwerfen der Locken. „Was machen Sie denn eigentlich hier? Mama wollte mir von neuen, großen Parkanlagen erzählen, die hier unter Ihrer Hand entstehen sollen; da ich aber sogleich gewahr wurde, daß sie eigentlich nichts Rechtes davon wisse, bestand ich darauf, Sie selbst zu fragen."

Bernhard erklärte ihr nun, so gut er konnte, den Plan, den er bei seiner Arbeit befolge, und wie er namentlich an dieser Stelle das wellenförmige Terrain von dem gar zu dichten Baumwuchs befreien wolle, um aus dem wilden Chaos eine Reihe von lieblichen Partien mit zwischen malerisch vertheilten Baumgruppen

sich schlängelnden Spazierwegen und stets wechselnden Fernsichten darzustellen.

Sie faßte dies Alles mit größter Leichtigkeit und Lebhaftigkeit auf und klatschte in die Hände vor Vergnügen.

„O, das ist ja herrlich, herrlich!" rief sie mit einem strahlenden Lächeln. „Es war hier eine schaurige Wildniß, man glaubte sich unter die Backwoodsmen im fernen Westen von Nordamerika versetzt — Urwald ringsumher und nichts als Urwald. Die Bäume wurden alle Jahre größer und laubreicher, sie rückten von allen Seiten immer näher an das Schloß heran, als wollten sie es erdrücken. Es war der Birnamwald, der

Gen Dunsinans hohen Hügel wallt
Zu feindlichem Sturme!

Jetzt endlich werden wir hier freien Raum bekommen und Luft und Licht. Sieh, sieh, Mama, da neigt sich schon wieder einer der hohen, finsteren Wipfel — siehst Du, wie er sich demüthig vor uns verbeugt, als wolle er sagen: „Die Zeit meiner Herrschaft ist um, ich unterwerfe mich dem Gebote einer höheren, siegreichen Macht!" — Krach! da liegt er zu Boden geschmettert, der ungeschlachte Riese — und welch köstliche Aussicht hat er uns nicht eröffnet! Siehst Du das Meer, das herrliche Meer? O, wie ich es liebe, o, wie ich mich

freue, die chinesische Mauer fallen zu sehen, die es uns verschloß!"

Das also nennt man Landschaftsgärtnerei? wendete sie sich mit unbeschreiblicher Lebhaftigkeit an Bernhard. „Ich gestehe Ihnen, Vetter, daß ich bis auf den heutigen Tag kaum wußte, was das Wort bedeute; jetzt weiß ich es, es bedeutet ein freies, künstlerisches Schaffen, der Landschaftsmalerei verwandt, und gleich dieser nur Solchen möglich, die von einem ausgebildeten Kunstgeschick geleitet werden. Auch die Blumengärtnerei mag ihre Reize haben, sie ist eine liebliche, harmlose Tändelei für kindliche Gemüther, aber in diesem hier liegt Poesie, liegt Geist und Kraft. O, wie glücklich sind Sie, daß Sie sich damit beschäftigen können!"

„Doppelt glücklich, da es Ihren Beifall findet, Cousine," sagte Bernhard, durchglüht von dem Feuer, mit welchem sie sprach.

„Mein Beifall kann für Sie keinen Werth haben, denn er entspringt nicht aus reifem Urtheil," meinte sie.

„Aber aus regem, unbeirrtem Schönheitssinn, und das will mehr sagen."

„Nein, viel weniger sagt es, denn das kritische Urtheil beruht ja auch auf regem Schönheitssinn, und auf einem ausgebildeten noch dazu."

„Dem sollte allerdings so sein, Cousine," sagte

Bernhard, „es entspringt aber gar häufig nur aus der Erfahrung und der Reflexion und wird dann oft ungerecht gegen den Künstler, der sich zunächst von der Inspiration leiten lassen muß.“

„Gut, gut; daß ich keine derartige Ungerechtigkeit gegen Sie begehen werde, das wissen Sie nun. Ich werde Sie oft bei Ihrer Arbeit besuchen, und Sie sollen meinen Schönheitssinn — wenn ich wirklich welchen besitze — ein wenig in die Schule nehmen.“

„Es dürfte zum Anfang recht gut sein,“ bemerkte lachend die Generalin, „wenn dir dein Vetter den auf dem Papier entworfenen Plan zeigen und gleichzeitig auch erklären wollte. Hätten Sie wohl diese Gefälligkeit, Neffe?“

„Von Herzen gern thue ich es, gnädige Tante.“

„So kommen Sie heute Abends zu uns. Ich hätte Sie schon längst einmal eingeladen, wenn ich Ihnen ein wenig mehr Unterhaltung hätte bieten können. Jetzt darf ich wenigstens einen Theil der Verantwortlichkeit auf meine Tochter schieben, wenn Sie sich bei mir langweilen sollten. Sagen Sie zu?

Bernhard nahm die Einladung freudig an, und die zwei Damen wandten sich zum Fortgehen.

„Sie dürfen uns nicht begleiten,“ sagte Fräulein Therese, als sie bemerkte, daß er dies zu thun im Begriff war; ich würde Sie hier nicht wieder auf-

suchen, wenn ich fürchten müßte, Sie von Ihrer Arbeit abzuziehen.

Sie reichte ihm zum Abschied noch einmal die Hand, lächelte ihm freundlich zu und ging ihrer Mutter nach den Hügel hinunter.

Die feenhafte Erscheinung seiner Cousine hatte in Bernhard's Hirn und Herzen eine Welt von neuen Gedanken und Empfindungen geschaffen, in welcher er sich nicht zurechtzufinden wußte.

Wie bezaubert stand er da.

Wohin er blickte, sah er nur sie, wohin er lauschte, hörte er nur den hellen, lieblichen Klang ihrer Stimme; es war ihm, als lächle sie ihm aus jedem Gebüsch, jeder Blume neckisch zu, ihn ermahnend, sich nicht von seiner Arbeit abhalten zu lassen — seiner Arbeit, die sie ihm doch selbst für diesen Tag unmöglich gemacht hatte.

An seine Tante, die Generalin, dachte er kaum; und tauchte auch hin und wieder ein unruhig irrender kleiner Zweifel in ihm auf mit der naseweisen Frage, wie es wohl komme, daß die Generalin heute so ausnehmend freundlich gethan, da sie doch bis jetzt immer so stolz und unnahbar gewesen, so war doch gleich ein zurechtweisender Vernunftschluß bei der Hand, der den Zweifel der Ungereimtheit überführte, indem er ihn belehrte, daß die einfachen Worte: „Ich hätte Sie

schon längst einmal eingeladen, wenn ich Ihnen ein wenig mehr Unterhaltung hätte bieten können," Alles genügend erklärten.

Da rauschte abermals hinter Bernhard ein Frauengewand.

Gewiß, diesmal war es Fräulein Ernestine Bimbach. Himmel, jetzt das fade, sentimentale Geschwätz Ernestinens anzuhören, jetzt, wo ihm die Worte Theresens noch in den Ohren klangen, entsetzlich! Er stürmte in voller Hast den Hügel hinunter und machte nicht eher Halt, bis er sich inmitten eines unwegsamen, von Strauchwerk durchwachsenen Sumpfes sah.

Hier stieß er aber unvermuthet auf seinen Oheim Nicander. Auch diesem auszuweichen, war unmöglich. Der Oheim redete ihn sogleich in seiner etwas spöttischen Weise an.

„Sie lassen hier eine Menge von schlanken, kräftigen Bäumen fällen," sagte er; „ist die Frage gestattet, warum dies geschieht?"

„Es geschieht, um eine freie Aussicht zu gewinnen," entgegnete Bernhard, geärgert durch den Ton, welchen der alte Herr gegen ihn anstimmte.

„Ich sollte denken," fuhr dieser fort, „daß die Aussicht frei genug würde, wenn Sie die alten, verkrüppelten Bäume niederhieben, die schönen aber stehen ließen."

„Wenn ich das thäte, Onkel, so würde ich einen gelichteten Wald haben, statt eines Grasplatzes mit zerstreut stehenden Gruppen.“

„Zugestanden, Neffe, aber jene prächtige Eiche dort, über die Ihre Arbeiter mit vandalischer Wuth herzufallen sich anschicken, könnte doch jedenfalls geschont bleiben. Sie würde sich als Mittelpunkt einer Gruppe sehr gut ausnehmen.“

„Und dennoch werde ich sie umhauen lassen.“

„Ich kann es leider nicht hindern, aber ich bleibe dabei, Sie begehen einen Vandalismus.“

„Das verstehen Sie nicht.“

„Schon wieder Ihr barsches: Das verstehen Sie nicht! Zum Teufel, junger Herr, ich habe nicht immer Unrecht, wie neulich hinsichtlich der Nivellirung der Wiese. Sie müssen sich überzeugt haben, daß ich in diesen Dingen nicht ganz unbewandert bin.“

„Sie urtheilen aber manchmal, ohne vorher geprüft zu haben. Gehen Sie gefälligst auf den Hügel dort, auf welchem der große Pavillon errichtet werden soll, und Sie werden droben sehen, was Sie hier nicht sehen können, daß die Eiche der Aussicht auf das Thal und das Meer geopfert werden muß.“

„Und wenn ich das sehe, und Sie tausendmal Recht haben, so brauchen Sie darum nicht so kurz angebunden zu sein.“

„Ich kann es aber nun einmal nicht leiden, daß man sich in meine Angelegenheiten mengt.“

„Das heißt, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten menge, können Sie nicht leiden, denn wenn es die Generalin und ihre Tochter thun, so lassen Sie sich das recht wohl gefallen. Mit Jenen konnten Sie sich soeben eine halbe Stunde lang droben über die neuen Parkanlagen unterhalten und wurden wahrscheinlich nicht grob.“

Der stechende Blick und das spöttische Lächeln Nicander's trieben dem guten Jungen das Blut in die Wangen. Er stotterte mit nicht geringer Verlegenheit:

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, Onkel, da wir uns aber gegenseitig verpflichtet haben, unter allen Umständen die reine Wahrheit zu . . .“

„Lassen Sie das gut sein, Bernhard,“ unterbrach ihn der Onkel, „ich bin Ihnen ja gar nicht böse. Und nun möchte ich Ihnen einen Rath geben, junger Freund, einen Rath, den Sie beherzigen sollten. Fast alle Ihre hiesigen Verwandten — ich darf hoffentlich mit mir selber eine Ausnahme machen? — sind Leute, mit denen Sie nichts zu thun haben mögen. Ich schätze sie auch nicht sehr hoch und billige es durchaus, daß Sie sich von ihnen fernhalten. Ihre Tante, die Generalin, aber ist eine Frau von den seltensten Eigen-

schaften, und wenn die Tochter, die ich noch nicht kenne, der Mutter nachschlägt, so bemühen Sie sich, bei diesen Damen Zutritt zu erhalten, denn nichts wirkt so vortheilhaft auf einen jungen Mann, wie der Umgang mit gebildeten Frauen.

Der Onkel hatte am Schluß dieser Rede die Hand vertraulich auf Bernhard's Schulter gelegt; aus seinem Gesicht war der Zug von Spott und Unehrlichkeit gänzlich gewichen.

Gewiß, er hatte es gut gemeint, aber dennoch fühlte sich Bernhard durch seine Worte gekränkt.

Kam es diesem Manne zu, ihm gute Lehren zu geben? Und was wollte er damit sagen, daß junge Männer aus dem Umgange mit gebildeten Frauen Vortheil ziehen könnten? Hielt ihn der Onkel denn für einen Knaben, dessen Sitten einer letzten Politur durch Frauenhand benöthigt seien? Wahrlich, dieser Onkel Nicander war doch ganz unausstehlich, selbst dann, wenn er sich gelegentlich von einer besseren Seite zeigte.

„Nehmen Sie's mir übel, daß ich Ihnen einen wohlgemeinten Rath ertheile, Bernhard?“

Diese Worte wurden in einem so aufrichtigen, gewinnenden Tone gesprochen, daß sie Bernhard's Verdruß sogleich beschwichtigten.

„Nein, nein,“ sagte er rasch, indem er des alten

Mannes Hand ergriff, „aber den Rath, mich um die Gunst zu bewerben, bei der Generalin Zutritt zu erhalten, würde ich nimmer befolgen. Ich bewerbe mich um keines Menschen Gunst, sondern warte, bis man mir freundlich entgegenkommt.“

„Ei potz tausend,“ rief Nicander lachend, „der Herr verlangt also wohl gar, daß die Generalin ihn recht schön bitte, sie . . .“

„Ich verlange nichts, Onkel, durchaus nichts, aber die Generalin hat mich gebeten, sie zu besuchen, und zwar heute Abend. Ich bin ihr von Herzen dankbar für diese Freundlichkeit und werde hingehen.“

„So, so? Nun, ich werde auch hinkommen, und es soll mich freuen, Sie dort zu sehen. Adieu, Neffe, ich gehe jetzt auf den Hügel, um zu untersuchen, ob die Eiche nicht trotz Allem, was Sie sagen, unnöthigerweise hingeopfert wird.“

„Eine tüchtige Portion Selbstgefühl steckt in dem jungen Starrkopf,“ sagte der alte Herr für sich, als er den Hügel hinanschritt, „aber er gefällt mir so. Alles an ihm ist kräftige, ungefälschte Natur, gerade wie in dieser Wildniß hier, gegen die er so unverantwortlich wüthet. Nun, ich will die Generalin bitten, diesem Gärtner die Gärtnerin zu sein, die den Urwald seiner dornigen Wahrheitstreue und knorrigen Ehrlichkeit ein

wenig lichtet und zustutzt, damit er in seine eigenen zierlichen Parkanlagen ein wenig besser hineinpaßt."

Der Abend kam und Bernhard fand sich mit laut pochendem Herzen bei seiner Tante, der Generalin, ein.

War er schon am Morgen von seiner Cousine bezaubert worden, jetzt wurde er es noch mehr.

Sie hatte eine reizende Toilette gemacht und sah in der That prächtig aus. Vielleicht verrieth sie in ihrem Anzuge etwas mehr Koketterie, als gerade nöthig, aber er hatte nur Augen für ihre blendende Schönheit und war für alles Andere blind.

Sie zeigte sich äußerst heiter und lebhaft und verwickelte ihn sogleich in ein munteres Geplauder über Musik, Literatur und Theater, über ihr Wachtelhündchen, das Schloß, die schöne Umgegend, über noch hundert andere Dinge, die sie alle so schnell wieder fallen ließ, als sie dieselben angeregt hatte.

Es ist nun einmal eine Eigenthümlichkeit der Salon-Conversation, daß sie nie einen Gegenstand erschöpft, aber über jeden ein treffendes, pikantes Wort zu äußern weiß. Wer in dieser knisternden, knatternden, sprudelnden, petillirenden Gesprächsweise nicht geübt ist, hat Mühe, ihrem tollen Laufe zu folgen, und geistlose Menschen werden, trotzdem es als eine Hauptregel gilt, möglichst viel zu sagen und möglichst wenig zu denken, dabei immer zu kurz kommen.

Bernhard beschloß, die ihm neue Sache so gut zu begreifen, wie es gehe; er fiel also in den ergötzlichen Ton seiner Cousine ein, und es gelang ihm auch wirklich, gleich in der ersten halben Stunde eine erkleckliche Menge ausnehmenden Unsinns zu Tage zu fördern.

Die Generalin betheiligte sich nur selten an dem Gespräch, aber wenn sie sich einmischte, so geschah es, um ihm etwas größeren Ernst zu verleihen.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß sie dabei ein sehr bedeutendes Geschick entwickelte, die Sprechenden einander näher zu bringen.

„Was denken Sie über unsere hiesigen Verwandten?" fragte das Fräulein den Vetter.

Die plötzliche, unerwartete Frage verwirrte ihn ein wenig; er wich dem forschend auf ihn gerichteten Blicke aus und sagte zögernd:

„Ich kenne sie nicht."

„Ich hätte Sie für offener gehalten, Vetter. Bin ich nicht gegen Sie offen? Mißtrauen Sie mir?"

„Gewiß nicht, Cousine; wenn ich sage, daß ich die Verwandten nicht kenne, so rede ich die Wahrheit."

„Nein, sage ich Ihnen, Sie verhehlen die Wahrheit, denn es leidet nicht den mindesten Zweifel, daß Sie diese Menschen gründlich verabscheuen. Warum getrauen Sie sich nicht, mir das zu sagen?"

„Nun, ich will Ihnen gern gestehen, daß ich mich zu ihnen nicht hingezogen fühle.“

„Sie weichen ihnen sogar möglichst aus.“

„Allerdings, aber mehr aus Instinct, als aus einem mir klar bewußten Grunde, denn, Dank ihrem gänzlichen Mangel an entgegenkommendem Wohlwollen, kenne ich sie wirklich nicht.“

„Ach was kennen, kennen — was heißt kennen? Man kennt die Menschen gleich vom ersten Augenblicke an. Ich sehe zum Beispiel Sie heute zum ersten Mal und kenne Sie doch schon ganz genau. Ich weiß sogar in diesem Moment ihre geheimsten Gedanken. Sie sitzen da und wundern sich über mich, wie Sie sich noch nie über etwas gewundert haben. Sie denken: Meine Cousine Therese ist ein curioses Mädchen, sie hat einen Sparren zu viel. Trotzdem mag ich sie ganz wohl leiden, denn sie ist weder häßlich, noch durchaus unliebenswürdig, und was das Herz betrifft — nun, wenigstens hat sie es am rechten Fleck. Errathen?“

„Was das Herz betrifft — ja!“

„Ein anderes Mal mehr davon. Um auf unsere Verwandten zurückzukommen, sie sind albern, boshaft und dumm — da haben Sie ihre Charakteristik in drei Worten.“

„Sie werden doch zu Gunsten des Kammerjunkers v. Osten eine Ausnahme machen, Cousine?"

Die Frage war so harmlos wie nur möglich, aber dennoch brachte sie eine Wirkung hervor, die dem Fragesteller nur dadurch entging, daß sich das Fräulein schnell niederbückte und ihr Wachtelhündchen streichelte, das in diesem Augenblicke bellend an ihr aufsprang.

Dem nichts ahnenden Bernhard schwebte eine weitere Frage in Betreff des Kammerjunkers auf der Zunge, aber nun trat sein Oheim Nicander ins Zimmer und machte seinem Gespräche mit Theresen einstweilen ein Ende.

Zwei Dinge zogen jetzt die Aufmerksamkeit Bernhard's auf sich: der vollendete Weltton, mit welchem Nicander die Damen begrüßte, und das herzliche, achtungsvolle Wohlwollen, womit ihn die Generalin Fellenbach empfing.

„Wenn diese Frau wirklich so viel Klugheit und einen so großen psychologischen Scharfblick besitzt, als man ihr allgemein beilegt," sagte er für sich, „so muß der Onkel Nicander ein weit Besserer, oder, falls ihr Benehmen nur Verstellung ist, ein weit Schlimmerer sein, als ich bisher geglaubt hatte."

Er sollte bald noch mehr Grund haben, hierüber nachzusinnen.

Die Generalin benützte einen Moment, da Nicander mit der ihm soeben vorgestellten Nichte sprach, um ihren Neffen auf ein im Nebenzimmer hangendes Oelgemälde aufmerksam zu machen. Sie verstand es aber noch besser als ihre Tochter, das Gespräch von jedem denkbaren Gegenstand auf jeden beliebigen anderen hinzulenken, und Bernhard bemerkte gar nicht, wie denn eigentlich der seltsame Sprung von dem Oelgemälde auf Nicander hinüber bewerkstelligt worden war.

„Man hat Ihnen über diesen Mann allerhand Unvortheilhaftes berichtet, nicht wahr, Neffe?“ fragte die Generalin nach glücklich vollbrachtem Sprunge.

Das war einmal wieder eine jener gerade aufs Ziel losgehenden Fragen, die eine Beantwortung unbedingt erheischten.

„Ich kann nicht leugnen, daß er mir in einem nicht eben günstigen Lichte geschildert worden ist,“ entgegnete Bernhard.

„Das Gerücht hat aber in Betreff seiner gelogen,“ fuhr die Generalin fort. „Man hat ihn als roh, sittenlos, unwissend bezeichnet. Aber wie könnte Jemand, der nur ein klein wenig Beobachtungsgabe besitzt, darüber im Zweifel sein, daß er von dem Allen das gerade Gegentheil ist? Ich habe unsere Verwandten zu überzeugen gesucht, daß wir in Betreff seiner in großem Irrthum waren. Ich habe meinen geringen Einfluß

geltend machen wollen, um sie zu vermögen, ihr Benehmen gegen ihn mit dem seinigen gegen uns in Einklang zu bringen. Meine Bemühungen waren — ich bedaure tief, es sagen zu müssen — vergeblich. Jene beharren noch immer bei ihrem Vorurtheil. Es würde mich freuen, zu sehen, daß Sie weniger ungerecht sind, lieber Bernhard."

Bernhard beeilte sich, der Tante zu versichern, daß es von jeher sein Grundsatz gewesen sei, sich durch ausgesprengte Gerüchte nicht beirren zu lassen.

Er fügte hinzu, daß er seinen Verwandten gegenüber diesen Grundsatz natürlich nur um so strenger befolge.

Kannte er wohl die Gerüchte, die in Betreff der Generalin in Umlauf waren?

Sicherlich nicht, denn er hätte dann wahrscheinlich seine Antwort in eine andere Form gebracht.

Die Generalin überzeugte sich mit einem einzigen Blick von seiner vollkommenen Harmlosigkeit und sagte, beifällig lächelnd:

„Das höre ich gern. Wer dem Gerede der Welt sein Ohr leiht, begeht eine beklagenswerthe Schwachheit. Leichtgläubigen und schwatzhaften Frauen mag das noch hingehen, aber der denkende Mann soll sich sein Urtheil selbst bilden."

Das waren fast genau die Worte, die ihm in frühe-

ren Jahren seine Mutter so oft wiederholt hatte. Sie klangen aus dem Munde der Generalin kaum minder eindringlich und überzeugend.

Die Generalin stieg bedeutend in seiner Werthschätzung und so auch der Onkel Nicander.

Das Souperzimmer der Generalin war klein, aber in seiner Art vollkommen. Es war hinreichend, aber sanft beleuchtet und die Einrichtung so bequem, wie elegant.

Der Gerichte waren nicht viele, aber Alles war von unübertrefflicher Güte, und der Wein köstlich.

In der That, die Wirthin war eine Frau, die es verstand, mit geringen Mitteln Erstaunliches zu leisten.

Das Gespräch bei Tafel war lebhaft und geistreich. Nicander entwickelte eine entzückende Unterhaltungsgabe. Er sprach viel von seinen Reisen zu Wasser und zu Lande und würzte seine Erzählungen mit pikanten Anekdoten, die auf berühmte Persönlichkeiten, oder auf allgemein bekannte Oertlichkeiten und Verhältnisse Bezug hatten. Kurz, er bewährte sich als Meister in der seinem Neffen Bernhard noch neuen Kunst der Salon-Conversation.

Auch vermied er es mit großer Gewandtheit, sein Incognito zu verrathen.

„Sie wundern sich, daß ich ein so abwechslungsreiches Leben geführt habe, liebes Kind,“ beantwortete

er eine leicht hingeworfene Bemerkung Thereſens. „Ich begreife Ihr Erſtaunen, denn Sie werden — wenn je mein Name bis zu Ihren ſehr niedlichen Ohren drang — von mir gehört haben, daß ich einzig und allein meine Zeit damit ausfülle, droben am Nordpol Wall=fiſche zu tödten und ihnen den Thran abzuzapfen. Man hat Sie indeß falſch berichtet. Der Wallfiſch=fang war, wie ſo vieles Andere, womit ich mich be=ſchäftigte, eine bloße Laune. Ich liebte das Meer, und es machte mir Vergnügen, Beſchwerden und Ge=fahren aufzuſuchen, vor denen die Meiſten zurückſcheuen. Ich liebte auch die Jagd, und die Bekämpfung eines Ungethüms von achtzig Fuß Länge ſchien mir eines Mannes würdiger, als das Niederſchießen eines arm=ſeligen Haſen. Aber wiederum ermüdete mich die Monotonie; es gab Zeiten, wo ich ſtatt der Harpune die Flinte zur Hand nahm, es gab Zeiten, wo ich das Deck meines Schiffes mit den parquettirten Fuß=böden der eleganteſten Londoner und Pariſer Salons vertauſchte. Warum auch nicht? Ich war frei und unabhängig, meine nicht unbeträchtlichen Geldmittel geſtatteten mir die Befriedigung meiner Zerſtreuungs=ſucht, und nirgends fehlte es mir an einflußreichen Verbindungen, mittels deren ich leicht bei den auser=leſenſten Kreiſen Aufnahme fand. So tummelte ich mich, ſelbſt eine Art von See=Ungeheuer, munter

schwimmend zwischen allen Bänken, Klippen und Untiefen des großen gesellschaftlichen Fahrwassers herum. Bald lag ich träumend und brütend tief unten auf dem Grunde, bald plätscherte ich vergnügt auf der schaumtreibenden Oberfläche. Jetzt sehen Sie in mir einen etwas herabgekommenen Abenteurer, der froh ist, für den Rest seines Lebens ein stilles Asyl gefunden zu haben — doppelt und zehnfach froh, es bei so liebenswürdigen Verwandten gefunden zu haben."

Der alte Schlaukopf und gewandte Lügner — ich habe mich wirklich geschämt, seine Unwahrheiten zu wiederholen — hob galant sein Glas und leerte es auf das Wohl der Damen.

Was mochte die Generalin denken, wenn sie den Inhalt der eben angehörten Rede mit dem Inhalt eines gewissen Briefes zusammenhielt?

Was wäre wohl in Nicander vorgegangen, hätte er plötzlich die Entdeckung gemacht, daß die Generalin, die ihm so gläubig zugehört, als habe er die Beweise für die Rotation der Erde dargelegt, jenen gewissen Brief gelesen habe?

Während des Essens hatte Bernhard nur wenig mit seiner schönen Cousine gesprochen, denn es war Nicander gelungen, sogar die leicht abschweifende Aufmerksamkeit der jungen Dame zu fesseln. Als man aber wieder in das Empfangzimmer zurückgekehrt war,

und die Generalin ihren älteren Gast aufgefordert hatte, neben ihr auf dem Canapé Platz zu nehmen, geschah es, daß sich die beiden jungen Leute nach dem Theil des Zimmers zurückzogen, wo das offene Fortepiano stand.

Bernhard hätte gern seine Cousine überredet, etwas zu spielen, doch sie vertröstete ihn auf ein anderes Mal. Ihre Weigerung erfolgte in einem etwas kurzen, herben Tone, und Bernhard blickte sie verwundert an. Ein ihm ganz fremder Ausdruck lag in ihren schönen Zügen, ein Ausdruck wie von innerer Unruhe und Unbehaglichkeit.

„Ich weiß, daß Sie mich für sonderbar halten," sagte sie nach einer Pause, die er nicht zu unterbrechen verstanden hatte, „ich sagte Ihnen ja schon vorhin, daß ich es wisse."

Ein Schatten von tiefer Schwermuth verbreitete sich über ihr Gesicht, allein er verlieh demselben nur einen erhöhten Reiz.

„Geben Sie mir keine alltäglich höfliche Antwort," fuhr sie hastig fort, indem sie ihre Hand vertraulich auf seinen Arm legte. „O, nur keine alltäglichen Höflichkeiten, ich werde Ihnen sonst ganz gram. Sagen Sie mir ehrlich . . ."

In diesem Augenblick trat durch die offene Thür des Nebenzimmers der Kammerjunker v. Osten ein.

Seine Schritte waren auf dem weichen Fußteppich so geräuschlos gewesen, daß sie Niemand gehört hatte.

Als sich jetzt Therese schnell nach ihm hinwendete, ruhten seine Blicke fest und forschend auf ihr; sie erblaßte und sah ihn ebenso forschend, aber weniger fest an.

Bernhard fühlte, wie ihre Hand auf seinem Arm zitterte, ehe sie sie wegzog; doch er schrieb es auf Rechnung eines ganz natürlichen momentanen Erschreckens.

Mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Sicherheit des Benehmens begrüßte der Kammerjunker die Anwesenden. Der Generalin machte er eine Entschuldigung wegen seines unangemeldeten Eintretens.

„Ich rechnete auf ihre oft bewährte Nachsicht, gnädige Frau," fügte er hinzu, indem er die ihm dargereichte Hand ehrerbietig an seine Lippen führte.

Nicander setzte dann das unterbrochene Gespräch mit der Generalin fort, während die drei jungen Leute unter sich eine Unterhaltung anknüpften, die sich aber ein wenig matt und schleppend fortbewegte.

„Sie haben gestern eine lange Reise gemacht, mein Fräulein," begann der Kammerjunker, indem er sich Theresen näherte.

„Sie hat mich nicht sehr angegriffen," war die Antwort.

„Ich kann es mir denken, da Sie heute Morgen schon so zeitig eine Promenade gemacht haben."

„Waren Sie auch im Park?"

„Ja, und ich sah Sie und die Frau Generalin den Hügel herabkommen, auf welchem Herr Günther einen Pavillon zu errichten gedenkt. Ich wollte mich Ihnen anschließen, traf aber mit Fräulein Ernestine Bimbach zusammen. Sie wissen, was das sagen will; sie ist wie eine Fußangel, arglose Wanderer darin zu fangen; es gibt keine Möglichkeit, ihr zu entrinnen."

„Schlimmer, wenn sie eine Herzensangel wäre," sagte Bernhard.

Das war ein ziemlich fades Wortspiel, mein lieber Bernhard, und es hat mir Ueberwindung gekostet, es niederzuschreiben. Was brauchtest Du Deinen Senf dazu zu geben? Sieh nur, wie spöttisch der Kammerjunker lächelt.

„Hegen Sie eine besonders große Furcht vor Herzensangeln, Herr Günther?"

Diese Frage des Kammerjunkers wurde ganz eigenthümlich betont, und sie schien in der That mehr an Fräulein Therese als an Bernhard gerichtet zu sein.

Bernhard glaubte, daß der Kammerjunker sich über ihn moquire und wurde roth.

Fräulein Therese faßte die Sache anders auf und

ballte unter den weiten Falten ihres Kleides die kleine weiße Hand.

Sie setzten sich um den runden Tisch, der vor dem Sopha stand. Der Kammerjunker wählte seinen Platz so, daß der helle Schein der Lampe sein Gesicht nicht streifte. An der Unterhaltung betheiligte er sich von nun an nur wenig.

Um so gesprächiger war jetzt Therese. Sie richtete mit einer Art von Muthwillen, worin nur das scharfe und geübte Auge des Kammerjunkers etwas Gezwungenes sah, das Wort fortwährend an Bernhard, und dieser that sein Möglichstes, ihren kecken Gedankensprüngen zu folgen. Der junge Mann hatte sich schon den ganzen Abend durch die Versetzung in eine höhere Lebenssphäre, als die war, worin er seit Jahren gelebt hatte, ein wenig berauscht gefühlt: kein Wunder, daß dem aufmerksamen Kammerjunker seine gar zu große Anstrengung und der zu lebhafte Wunsch, zu gefallen, nicht entging.

Bernhard hätte seinerseits über den Kammerjunker Betrachtungen anstellen können, wenn seine ganze Aufmerksamkeit nicht von Theresen in Anspruch genommen wäre.

Der Kammerjunker fixirte nämlich das Fräulein unaufhörlich, als wolle er es dahin bringen, daß ihre

Blicke den seinigen begegneten. Da er diese Absicht nicht erreichte, stand er auf und verabschiedete sich.

Als er kaum das Zimmer verlassen hatte, wendete sich Fräulein Therese wieder mit großer Lebhaftigkeit an Bernhard.

„Ich gab Ihnen vorhin eine Charakteristik unserer hiesigen Verwandten," sagte sie, „und Sie fragten mich, ob ich nicht zu Gunsten des Kammerjunkers v. Osten eine Ausnahme mache. Ich will Ihnen diese Frage jetzt mit der vollen Aufrichtigkeit beantworten, von der ich wünsche, daß sie immer zwischen uns herrschen möchte. Der Kammerjunker gehört eigentlich nicht zu unseren Verwandten; Sie übersahen dies, als Sie die Frage stellten. Was ich von Jenen sagte, konnte nicht auch von ihm gelten. Es paßte auch nicht auf ihn, denn er ist kein alberner, kein dummer Mensch, o nein, aber er ist etwas noch Schlimmeres als das, er ist ein grundsatzloser, ein verworfener Mensch!"

Ihre Augen sprühten Funken, als sie diese Worte sprach und mit der ihr eigenen, ungeduldigen Bewegung des schönen Nackens die schwarzen Locken zurückwarf.

Aber schon im nächsten Moment zeigte sich wieder auf ihrem Gesichte jenes strahlende Lächeln, das Bernhard so sehr entzückte, und sie sagte in schmelzend süßem Tone:

„Sie forderten mich nach Tisch auf, Ihnen etwas vorzuspielen, und ich schlug es Ihnen ab. Das war recht unartig von mir. Kommen Sie, Vetter, ich will jetzt ein gutes Mädchen sein und so lange spielen, bis Sie mich bitten, wieder aufzuhören.“

Sie spielte mit außerordentlicher Fertigkeit, aber es lag in ihrem Vortrage mehr Feuer als tiefes Gefühl.

Bernhard war kein Kritiker, er war ganz einfach ein Verliebter; in der Fluth von Harmonien, die sie über ihn ausschüttete, ging der Rest von Widerstandsfähigkeit, der noch in seinem Herzen gewesen, vollends unter.

Als später die kleine Gesellschaft auseinander gegangen war, durfte sich die Generalin mit Befriedigung sagen, daß der Abend ihren geheimen Plänen sehr förderlich gewesen sei.

Zehntes Capitel.

Der Major und die wahnsinnige Grönländerin.

Das Sturzbad, mit welchem der schwedische Diener Olaf Dahlbom den Major Rawald bedachte, als dieser eines Abends am Fuße des Thurmes umherschlich,

hatte dessen Spüreifer nicht abzukühlen vermocht. Der Major hatte das höhnische Lachen des Bedienten nicht gehört, und er gab sich dem Glauben hin, daß er nur einem bösen Zufall die Bescheerung zu verdanken habe.

Er hütete sich weislich, der Sache Erwähnung zu thun; das Gleiche that auch Olaf Dahlbom, und so erfuhr denn Niemand etwas davon. Alles, was das Sturzbad bewirkte, war eine Aenderung in der Taktik des Majors. Er konnte sich nun einmal in Betreff der Jammertöne, die aus dem Thurm drangen, nicht beruhigen, er witterte hier ein grauenvolles Geheimniß, ein Verbrechen der schwärzesten Art, und er sann unaufhörlich darüber nach, wie er demselben auf die Spur kommen könnte. Dem norwegischen Vetter selbst war nichts zu entlocken. Einen verfehlten Versuch, ihn auszuforschen, hatte er gemacht, und er verspürte nicht die mindeste Lust, einen zweiten zu wagen, denn es lag in dem Blicke jenes Mannes etwas, das ihm eine unüberwindliche Scheu einflößte.

Aber der Castellan mußte etwas wissen; er ging oft in den Thurm hinüber, namentlich Abends, und hielt sich dort mitunter halbe Stunden lang auf. Wie sollte es ihm verborgen geblieben sein, woher sich das geheimnißvolle Winseln und Wehklagen schreibe? Der Castellan war ein schwacher, charakterloser alter Mann; vielleicht gelang es, ihn zum Sprechen zu bringen.

Der Versuch wurde gemacht, hatte jedoch nicht den geringsten Erfolg. Böhme war so taub gegen die süßen Schmeicheltöne huldreicher Vertraulichkeit, wie gegen das Donnergetöse harter Anschuldigungen und heftiger Drohungen. Er ächzte, er stöhnte, er krümmte sich wie ein getretener Wurm, er bat und beschwor den Major, ihn doch um Gottes willen nicht mit Fragen zu bestürmen, die er nicht beantworten könne und dürfe; kurz, das böse Gewissen verrieth sich, wie der Major deutlich zu sehen glaubte, in seinem ängstlichen Benehmen, ja die Mitschuld an einer in Nacht und Finsterniß sich bergenden Unthat stand in lesbaren Zügen auf seiner Stirn geschrieben — aber zu freimüthigem Bekenntniß war er nicht zu bringen.

Sollte wohl der Bediente Olaf Dahlbom weniger verschwiegen sein?

Wohl möglich.

Der Major hatte den Menschen genau beobachtet und Manches an ihm wahrzunehmen geglaubt, was für diese Annahme sprach. Er hegte keinen Zweifel, daß Dahlbom ein ausgemachter Schurke sei, und mit einem Schurken läßt sich immer reden.

Das, worauf er hauptsächlich seine Hoffnung auf Erfolg gründete, war das eigenthümliche Verhältniß Dahlbom's zu seinem Herrn.

Dahlbom gab diesem nicht selten Anlaß zur Un=

zufriedenheit. Nicander wurde dann hitzig und überschüttete ihn mit Scheltworten. Bei solchen Gelegenheiten nahm Dahlbom eine kerzengerade, stocksteife Haltung an und regte kein Glied; er glich einer gußeisernen Statue der Halsstarrigkeit. Von einem lebenden Menschen schien ihm nichts geblieben zu sein, als nur die Gabe des Redens, und er benutzte sie, um bei jeder Pause, die sein Herr machte, eine trotzige Antwort zu geben, die dessen Zorn immer mehr anfachte. Es war geradezu unmöglich, ihn zum Schweigen zu bringen, er behielt jedesmal das letzte Wort und behauptete auch jedesmal das Feld.

Hatte Nicander nun dieses geräumt, so beharrte Dahlbom noch eine Weile in seiner gußeisernen Unbeweglichkeit und feuerte noch verschiedene Salven von rebellischen Gegenreden in der Richtung ab, in welcher sein Angreifer verschwunden war.

Solche Auftritte hatten ein paarmal zum großen Ergötzen des Majors im Schloßhofe und droben bei der Ruine stattgefunden.

Was von beiden Seiten gesprochen wurde, verstand er nicht, denn Jene bedienten sich einer ihm völlig unbekannten Sprache, der norwegischen, wie er annahm.

Die Schlußscene war immer die nämliche. Dahlbom ging in den Thurm, holte einen Rock seines

Herrn, hing diesen an einen Nagel neben dem gewölbten Eingange auf und fuchtelte nun mit einem biegsamen spanischen Rohr darauf los, indem er bei jedem Hiebe in der nämlichen unverständlichen Sprache etwas laut vor sich hinmurmelte. Bei den fünf letzten Hieben hieß es — der Major hatte sich dies genau gemerkt — mit immer lauterer Stimme:

„Tiuge ett, tiuge tva, tiuge tre,
Tiuge fyra tiuge fem!“

Mit dem „tiuge fem“ war das Ausklopfen beendigt.

Wie sollte man nun dies deuten?

Offenbar war es eine mimische Ausschweifung von sehr frecher und herausfordernder Art. Offenbar verirrte sich dabei Dahlbom's Phantasie auf ganz unverantwortliche Weise, indem sie ihm vorspiegelte, daß er nicht den leeren Rock seines Herrn, sondern den Herrn selber ausklopfe. Und offenbar waren die fremden Worte die Numeralia der norwegischen Sprache und tiuge fem war dann so viel wie Fünfundzwanzig.

Einmal hatte der Major bemerkt, wie Nicander während des Ausklopfens droben im Thurm ein Fenster geöffnet und mit einem Lächeln seinem Bedienten zugeschaut habe.

Mit einem Lächeln! O, gewiß barg sich in diesem Lächeln eine ganze Hölle von bösen Leidenschaften, es

war das Lächeln eines blutdürstigen Tigers. Es schien zu sagen:

„Ich weiß, daß du mich in der Einbildung prügelst; ich sehe es an der cannibalischen Wollust, die sich in deinen Mienen ausspricht, aber warte, Schurke, ich werde dich einst dafür zerreißen!"

Man sieht, daß sich der Major für berechtigt hielt, aus dem trotzigen Benehmen Dahlbom's gegen Nicander, vornehmlich aber aus dem symbolischen Kleiderausklopfen sehr weitgehende Schlüsse zu ziehen. Wie hätte sich der Diener in so unerhört frecher Weise gegen seinen Herrn auflehnen dürfen, wenn er diesen nicht — man verzeihe dem Major den vulgären Ausdruck — in der Tasche gehabt hätte? Es litt keinen Zweifel, Dahlbom wußte um das grauenhafte Geheimniß, er konnte es verrathen und Nicander zu Grunde richten.

Der Major wollte also Dahlbom ausforschen, aber er entschloß sich, geduldig zu warten, bis dieser in der geeigneten Stimmung sei, das heißt, bis er wieder einmal seinen Herrn in effigie durchbläue.

Schon nach einigen Tagen trat dieser Fall ein, und der Major erreichte gerade in dem Augenblick den Thurm, wo das wohlbekannte „tiuge fem" erscholl. Er wußte, daß Nicander soeben fortgegangen sei, er konnte also ungestört mit dem Diener reden.

In dem Moment, als Dahlbom den durchgeprügelten Rock vom Nagel hob, trat der Major an ihn heran.

„Ihr Herr zu Hause, Dahlbom?"

„Nein, Herr Major."

„Sagen Sie, Dahlbom, waren Sie schon lange bei Herrn Nicander?"

„Zwanzig Jahre, Herr Major."

„Ei, das beweist, daß Sie einen angenehmen Dienst haben," meinte der Major.

Dahlbom murmelte etwas in den Bart, das wie nyfiken*) klang. Wahrscheinlich sagte das Wort nyfiken in der gedrängten norwegischen Sprache: „Mein Herr ist ein großer Verbrecher."

„Sie werden wohl auch Ihren Herrn zur See begleitet haben, Dahlbom?"

Dahlbom nickte mit dem Kopf.

„Nach Grönland und Spitzbergen, nicht wahr?"

Abermaliges Kopfnicken.

„Es ist wohl ein beschwerliches Geschäft, das Wallfischfangen?"

„Gefährliches Handwerk, Herr Major, schauderhafte Thiere, viele hundert Ellen lang."

„Und die grimmige Kälte droben zwischen den Eisbergen — he?"

---

*) Neugierig.

„Grausame Kälte, fünfzig Grad — jeder Grad so lang und dick wie mein Daumen.“

Der Major begriff nicht recht den Vergleich mit dem Daumen; er sah den Bedienten fragend an.

Dieser nickte mit großem Ernst, wie um die Wahrheit des Gesagten zu bekräftigen.

„Sie denken natürlich nicht daran, Ihren Dienst zu verlassen?“ fragte der Major.

„Hm, wenn ich einen besseren bekommen könnt’ ...“

„Dann würden Sie Ihrem Herrn kündigen?“

Bedeutungsvolles Kopfnicken.

„Es ließe sich darüber reden, Dahlbom.“

„Ja, reden, Herr Major.“

„Hörten Sie etwas, Dahlbom?“

Der Major legte die hohle Hand ans Ohr und beugte den Kopf horchend vor.

„Nichts gehört,“ brummte der Bediente.

„Ich muß mich geirrt haben. Ich glaubte wieder das Wimmern im Thurm zu hören. — Weil wir übrigens gerade darüber reden, Dahlbom, wer bringt denn eigentlich die schrecklichen Töne hervor? Sie klingen in der Nacht manchmal so entsetzlich klagend!“

„Gräßliche Töne, Herr Major.“

„Man sollte denken, daß Ihr Herr Jemanden hier eingesperrt habet.“

„Hm — kann nicht leugnen, daß sie eingesperrt ist, Herr Major.“

„Sie? Also ein Frauenzimmer?“

„Weiblichen Geschlechts allerdings, Herr Major.“

„Eine Deutsche?“

Dahlbom schüttelte verneinend den Kopf.

„Eine Norwegerin also. — Wie, auch keine Norwegerin? O, jetzt begreife ich, Ihr Herr hat sie aus Grönland mitgebracht, vielleicht entführt, ihren Eltern geraubt — he?“

„Ja, ihren Eltern geraubt, Herr Major.“

„Aber das ist ja ganz entsetzlich, Dahlbom!“

„Gräßlich, Herr Major — pundhufvud*).“

„Was heißt pundhufvud, Dahlbom?“

Dahlbom tupfte sich mit dem Finger an die Stirn und machte ein möglichst albernes Gesicht.

„Ach, Sie wollen ohne Zweifel andeuten, daß die unglückliche Grönländerin über der gewaltsamen Trennung von ihren Angehörigen den Verstand verloren hat; habe ich Recht?“

Dahlbom schnitt eine gräuliche Grimasse, um seine Lachlust zu unterdrücken. Er gewann aber dadurch in den Augen des Majors das Ansehen eines Mannes, der über ein begangenes Unrecht den tiefsten Seelenschmerz empfindet.

*) Dummkopf.

„Ich möchte das beklagenswerthe Geschöpf gern einmal sehen, Dahlbom," fuhr der Major fort. „Ließe sich das wohl machen?"

Mit einer ruckweisen Bewegung seines Armes brachte der Bediente den Zeigefinger an die Lippen und ließ ein scharfes, zischendes „Pst!" hören. Einige Sekunden starrte er ganz verblüfft den Major an, als habe dessen Frage ihn an einen bodenlosen Abgrund von ängstlichen Zweifeln geführt; dann sah er sich lauernd nach allen Seiten um und streckte dem Major, indem er ihm fast den Rücken zukehrte, die offene Hand hin.

Der Major verstand diese Pantomine, griff schnell in seinen Geldbeutel und legte eine Silbermünze in die ungeheure Tatze. Diese schnappte wie eine Falle zu.

Dahlbom wendete sich wieder um und murmelte in leisem, geheimnißvollem Tone:

„Sie sollen sie sehen, Herr Major."

„Wann?"

„Heute Abend um zehn Uhr."

„Dann wollen Sie mich in den Thurm führen?"

Dahlbom blinzelte scheu nach dem Thurm hin und sagte schaudernd:

„Das verhüte Gott, Sie wären ein verlorener Mann. Geht nicht."

„Aber wie bekomme ich sie denn zu sehen?"

„Von Außen — durchs Fenster — Leiter mitbringen — an die Mauer lehnen. Im Zimmer ist Licht, können ganz bequem hineinschauen.“

„Und werde die Wahnsinnige wirklich sehen, Dahlbom?“

„Sie werden sie sehen in ihrer grönländischen Tracht am Tische sitzend. Zehn Uhr letzte Fütterung, Herr Major.“

„Fütterung? Sagten Sie Fütterung?“

„Gepöckelter Seehundsspeck mit isländischem Moos — gräßliche Fütterung, nimmt aber keine andere Nahrung zu sich.“

„Aber wenn nun Jemand hinzukäme und mich sähe?“

„Niemand hinzukommen. Mein Herr geht lange vor zehn Uhr zu Bett — schläft gleich. Geht nur so, Herr Major, geht aber ganz leicht. Das Fenster ist gar nicht hoch droben. Sehen Sie, da ists.“

Der Major besah sich das Fenster. Es befand sich in einer Höhe von nur achtzehn bis zwanzig Fuß über dem Boden. Mittels einer Leiter von entsprechender Länge war es ein Kleines, hinaufzugelangen. Ein dichtes Gebüsch, das den ganzen Abhang des Hügels bedeckte, reichte fast bis an den Fuß des Thurmes; man konnte sich diesem also unbemerkt nähern.

Als er sich überzeugt hatte, daß die örtlichen Ver-

hältnisse dem Vorhaben äußerst günstig waren, entschloß er sich sofort, es ins Werk zu setzen.

Er verabredete noch mit Dahlbom einiges Nähere und entfernte sich dann schnell.

Der Abend kam; er war kalt und sternhell. Tiefe Stille herrschte auf der Ruine, nur hin und wieder ließen sich im Innern des Thurmes leise Jammertöne vernehmen.

Noch hatte es nicht zehn Uhr geschlagen, aber eine Leiter war bereits an die Mauer des Thurmes gelehnt, und zwei Männer standen im Dunkel des Gebüsches und unterhielten sich flüsternd. Es waren der Major Rawald und der Baron v. Odenfeld.

„Daß Sie mir nur ja die Leiter recht festhalten, während ich hinaufsteige," sagte der Major, „später erweise ich Ihnen den gleichen Dienst. Wo mag übrigens denn nur das versprochene Licht bleiben? Noch ist's droben stockfinster."

Einige Minuten später wurde es aber hell.

„Der Schurke, der Dahlbom, hat also doch Wort gehalten," brummte der Baron.

„Und jetzt schlägt auch drüben die große Schloßuhr. Kommen Sie, Odenfeld."

Die beiden Männer traten aus dem Gebüsch.

Der Baron erfaßte, den Rücken der Mauer zugekehrt, die Leiter; der Major begann langsam und vor-

sichtig hinaufzusteigen. Er hatte zehn oder zwölf Sprossen erklommen, als droben das erleuchtete Fenster plötzlich mit großer Gewalt aufgerissen wurde.

Ein dicker Kopf und zwei lange Arme fuhren hinaus.

Der Kopf und der untere Theil des Gesichts waren mit einem weißen Tuch umhüllt, die Arme ragten aus den weiten Aermeln einer weißen Jacke hervor. Der Kopf bewegte sich mit furchtbarer Schnelligkeit hin und her und auf und ab, die langen Arme fochten wild und ungestüm in der Luft. Ein lauter, durchdringender Schrei begleitete diese tollen Geberden.

Der Major vermochte die Augen vor der außerordentlichen Erscheinung nicht abzuwenden; er war von Entsetzen wie gelähmt. Sein Schrecken sollte sich noch steigern.

Die Gestalt droben hatte mit beiden Händen die an die Fensterbrüstung angelehnte Leiter erfaßt; sie hob dieselbe jetzt mit großer Kraft von der Mauer ab und rüttelte sie gewaltig hin und her. Der Major verlor darüber so ganz und gar die Fassung, daß er gar nicht daran dachte, sich durch einen kühnen Sprung aus seiner mißlichen Lage zu befreien; er klammerte sich statt dessen nur noch fester an die Leiter an.

Da erscholl ein so gräßlicher, gellender, markerschütternder Schrei, wie seine Ohren noch nie einen

vernommen hatten, und die Leiter bekam einen Stoß, der zur Folge hatte, daß sie seitwärts an der Mauer hinglitt und niederstürzte.

Der Major stieß einen kläglichen Hülferuf aus, als er in unsanfter Weise zu Boden fiel.

Es war aber Niemand da, der ihm hätte zu Hülfe kommen können, denn der Baron hatte kaum die fürchterliche Gestalt am Fenster erblickt, als er mit einem einzigen Satz in das Dickicht sprang und so eilig, als hänge sein Leben von der Schnelligkeit seines Laufes ab, den Hügel hinunterstürmte.

Im Thurm dagegen wurde es jetzt lebendig. Man hörte Thüren aufreißen und zuschlagen, es erschollen schwere Tritte auf der Wendeltreppe, und Olaf Dahlbom trat hastig durch den gewölbten Eingang ins Freie.

„Verdammte Geschichte das," murmelte er im Tone äußerster Bestürzung vor sich hin, indem er auf die am Boden liegende Leiter zuschritt. „Wird 'nen Mordspectakel geben — hätt' mich nicht drauf einlassen sollen. Wo sind Sie, Herr Major — ah da! Wie geht's Ihnen — Schaden genommen?"

Er half nun dem noch völlig betäubten Major auf die Beine.

„Schaden genommen?" wiederholte er. „Etwas gebrochen?"

„Nein, nein," entgegnete der Major mit schwacher Stimme, „ich habe mir nichts gebrochen, nur . . ."

„Können Sie gehen?"

„Vielleicht — o ja, ich glaube wohl."

„Dann machen Sie, daß Sie fortkommen. Mein Herr ist erwacht und aus dem Bett gesprungen; er rumort droben herum wie ein Toller — kann sogleich hier sein."

In diesem Augenblick wurde im Thurm ein Fenster geöffnet und die Stimme Nicander's rief heraus:

„Olaf Dahlbom, was gibt's da drunten?"

„O, es ist nichts, Herr!"

„Du lügst, Schlingel, ich sehe dort eine Leiter liegen. Wo kommt die Leiter her, und wer ist der Mann, der neben Dir steht?"

„Ei, Herr, ich mocht's Ihnen nicht sagen; es ist ein Dieb, der bei uns einbrechen wollte."

„Ein Dieb? Halte ihn, Olaf, halte ihn fest bis ich hinunterkomme!"

„So laufen Sie doch in des Teufels Namen!" raunte Dahlbom dem Major zu. „Warum laufen Sie nicht? — Ich kann den Kerl nicht halten, Herr!" schrie er hinauf. „Er ist so stark wie ein Bär — ich kann nicht — au! — o weh! — ha! — weg ist er!"

Der Major hatte in der That endlich die verlorene Besinnung und die Herrschaft über seine Glieder wie-

dererlangt. Er rannte jetzt wie ein gehetztes Wild in das Gebüsch. Zwei Schüsse krachten hinter ihm drein. Er verdoppelte seine Eile, erreichte den Hohlweg, stürmte den Schloßhügel hinan und gelangte an das Schloßthor, wo er, keuchend und athemlos, mit dem keuchenden und athemlosen Baron zusammentraf.

„Also wirklich mit dem Leben davongekommen?" schnaubte ihn dieser bitterbös an.

„Mit dem Leben — ja; aber ich bin nicht sicher, ob mich nicht die eine Kugel gestreift hat. Sie hörten doch die Schüsse?"

„Ja, zum Henker, ich bin nicht taub. Wenn Sie wirklich verwundet sind, so ist Ihnen recht geschehen; werde mich hüten, wieder an Ihren tollen, nächtlichen Abenteuern theilzunehmen."

Der Major hörte nicht auf seinen grollenden Vetter. Sie gingen in den Schloßhof, wo sie sich mit einem mürrischen „Gute Nacht" trennten.

„Wie viel hat dir der Major gegeben, als er dich verleiten wollte, die Geheimnisse deines Herrn auszuplaudern?" fragte lachend der Graf seinen Diener, nachdem er die zwei blinden Schüsse abgefeuert und den Revolver bei Seite gelegt hatte.

„Einen halben Thaler," grunzte Dahlbom mit verächtlicher Miene.

„Da hast du zwei ganze Thaler, weil du deine

Sachen so gut gemacht. Glaubst du, daß der Major noch einmal wiederkommt? Ich bin seines beständigen Spionirens satt."

— Jag skall väl sätta en gräns för dylikt ofog, det lofvar jag*), sagte Dahlbom, indem er die zwei Thaler in die Tasche schob.

Elftes Capitel.

Ein anvertrautes Geheimniß.

Wir wissen, daß der Kammerjunker v. Osten Fräulein Therese gegenüber sein Erstaunen nicht zu verbergen suchte, als er die Intimität bemerkte, welche sich im Laufe eines einzigen Tages zwischen ihr und ihrem Vetter Günther entwickelt hatte. Vielleicht sah er nicht, wie das Fräulein, in der Verwandtschaft gleichsam einen bequemen Schienenweg, der, neben der holperigen Fahrstraße steifer Förmlichkeiten glatt und eben hinlaufend, im Nu bis an die Endstation zwangloser Vertraulichkeit führt. Vielleicht dachte er auch, als er im Salon der Generalin den jungen Land=

*) Ich werde diesem Unfug ein Ende machen, das verspreche ich.

schaftsgärtner traf, an die Aeußerung, welche einige Tage zuvor der Generalin entschlüpft war, daß Bernhard Günther in den verwandtschaftlichen Kreis nicht aufgenommen sei. Er wußte, daß eine Einladung zum Souper zu den schmeichelhaftesten Auszeichnungen gehörte, welche die Generalin ihren Günstlingen zu Theil werden ließ.

Er kannte durch und durch die kluge, berechnende Frau; er wußte, daß jeder ihrer unbedeutendsten Handlungen eine bestimmte Absicht zu Grunde liege, geschweige denn einer solchen, die unter ihren Verwandten nothwendig ein großes Aufsehen erregen mußte.

Er kannte auch genau Theresens Gemüthsart, sowie das zwischen ihr und ihrer Mutter bestehende Verhältniß, und er sagte sich mit vollem Recht, daß das zuvorkommende Benehmen gegen Bernhard Günther nicht auf eine bloße Laune der Einen oder der Anderen, sondern vielmehr auf eine ihren Zweck scharf ins Auge fassende Vereinbarung Beider zurückzuführen sei.

Von welcher Art aber mochte der hier zu erreichende Zweck, von welcher Beschaffenheit mochten die leitenden Motive sein?

Die Gedankenkette riß, er sah sich einem unlösbaren Räthsel gegenübergestellt, an dem sich sein scharfer Combinationssinn ganz vergeblich abstumpfte.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die Beziehung

eingehend zu besprechen, welche früher zwischen dem Kammerjunker und Fräulein Therese stattgefunden hatte; einige Andeutungen darüber dürften jedoch hier am Platze sein.

Als Frau v. Osten vor sechs Jahren aufs Schloß zog, war ihr Stiefsohn kaum dem Knabenalter entwachsen, und Fräulein Therese fast noch ein Kind. Bruno v. Osten war in der Residenz, wo er eine gelehrte Schule besuchte, in Kost gegeben, Therese Fellenbach wurde in einer Pensionsanstalt erzogen, die sich in einer größeren Provinzstadt befand. Nur in den Ferien besuchte er seine Stiefmutter, sie ihre Mutter. Sie sahen sich und verliebten sich in einander — natürlich, denn ein hübscher Junge von sechzehn Jahren und ein bildschönes kleines Mädchen von dreizehn verlieben sich immer in einander, wenn die Gelegenheit dazu geboten ist.

Ihr kennt Alle zur Genüge diese Verliebtheit und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich Euch hier die vielen ausnehmenden Thorheiten aufzählen werde, welche der hübsche Bruno und die bildschöne kleine Therese in ihrer sehr jugendlichen Ueberspanntheit begingen. Es genügt meinem Zwecke vollkommen, wenn ich Euch sage, daß ihre Gefühle mit jedem Jahre inniger wurden und — wenigstens in Theresens Herzen — den Charakter wirklicher Liebe annahmen.

Später, als Bruno Student geworden, und Therese aus dem Pensionat entlassen war, wurde unter den Verwandten auf dem Schloß viel über eine bevorstehende Verlobung gesprochen, indeß weder die Generalin, noch Frau v. Osten wollten hievon etwas wissen, sie wurden vielmehr darüber einig, der Liebelei zwischen den jungen Leuten ein Ende zu machen. Auch ergriffen sie wirklich verschiedene Maßregeln, um dieses Ende herbeizuführen, gossen aber, wie Ihr Euch denken könnt, hiemit nur Oel ins Feuer.

Als noch später Therese zu ihrem Onkel von väterlicher Seite, dem Geheimrath v. Fellenbach, zog, um von ihm und seiner Frau in die große Welt eingeführt zu werden, fand der Student Bruno v. Osten öfter Gelegenheit, sich ihr in eben dieser großen Welt wieder zu nähern, und schließlich gedieh die Sache zu dem Punkt, über den ich mit Eurer gütigen Erlaubniß schweigen will.

Und nun noch, ehe ich den Faden meiner wahren Geschichte weiter spinne, ein paar Worte über die Privatverhältnisse des Kammerjunkers.

Der Rittmeister v. Osten starb, als sein Sohn dreizehn Jahre zählte, und der Knabe war nun ganz der Obhut einer Stiefmutter anheimgegeben.

Dies soll im Allgemeinen, wie man mir oft gesagt hat, kein besonders beneidenswerthes Loos sein.

Sind die Stiefmütter wirklich so schwarz, wie man sie malt? Ich kann versichern, daß alsdann Frau v. Osten eine rühmliche Ausnahme von der Regel machte, denn sie liebte ihren Stiefsohn mit unendlicher Zärtlichkeit und verwendete in beispiellos uneigennütziger Weise fast ihr ganzes Einkommen auf seine Erziehung.

Bruno lohnte ihr aber auch mit der ganzen Undankbarkeit, die sich von einem eitlen, selbstsüchtigen, jungen Menschen nur immer erwarten läßt. Er war unlenksam, unehrerbietig, er zeigte einen abscheulichen Leichtsinn, er machte dumme Streiche, er machte Schulden, er nahm ihre Liebe förmlich in die Presse und quetschte ihr unbarmherzig jedes Zugeständniß und jedes Opfer ab, zu welchem sie nach der Abzapfung von Seite ihres unvergeßlichen Balthasar noch fähig war. Er hätte die arme kleine Frau ihrer letzten pecuniären Hülfsmittel beraubt, wenn ihm nicht das Glück, das in seiner Blindheit so häufig seine Gaben an Unwürdige vertheilt, ein hübsches Capital in den Schoß geworfen hätte, das ein geiziger Verwandter seines Vaters nicht mit ins Grab hatte nehmen können.

Mit dem hübschen Capital stürzte sich der junge Herr v. Osten sofort kopfüber in einen Strudel von wilden Ausschweifungen.

Nachdem er drunten den größten Theil seines gewichtigen Goldes von sich abgestreift hatte, wurde er

specifisch leichter als das ihn umgebende schlammige Element, und er kam wieder an die Oberfläche. Jetzt ist er Auscultant bei einem Gerichtshofe und, was ihm besonders zur Ehre gereicht, Kammerjunker.

Als Auscultant und namentlich als Kammerjunker hofft er auf eine baldige Anstellung und zehrt in dieser Hoffnung die Ueberbleibsel des hübschen Capitals vollends auf.

Der Kammerjunker unterhielt, wenn er auf Ronneburg weilte, einen lebhaften Verkehr mit den Gutsbesitzern der Nachbarschaft. Sein hübsches Aeußere, sein feines, gebildetes Benehmen, seine nicht gewöhnliche geistige Begabung machten ihn überall beliebt, und es gab weit und breit keine Festlichkeit, zu welcher er nicht eingeladen worden wäre.

Am zweiten Tage nach dem Zusammentreffen mit Bernhard Günther im Salon der Generalin hatte er wieder einmal an einer solchen Theil genommen. Erst ziemlich spät am Abend machte er sich auf den Heimweg. Er ritt ein Pferd, welches er bei solchen Gelegenheiten von einem im nahen Dorfe wohnenden Fuhrmann zu miethen pflegte.

Der größte Theil des Weges war schon zurückgelegt; bis nach Ronneburg war es kaum noch eine Meile. Da bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß

das Pferd stark lahmte, vermuthlich weil es sich einen spitzen Gegenstand in den Huf getreten hatte.

Es war schon zu dunkel, als daß er die Sache hätte untersuchen können, und er mußte sich einfach darauf beschränken, abzusteigen und das Pferd am Zügel zu führen.

Nach kurzer Zeit erreichte er ein dicht am Wege gelegenes Wirthshaus, aus welchem ihm ein verworrenes Durcheinander von lauten, zornigen Stimmen entgegenscholl.

Es war dies ein ziemlich verrufener Ort, an welchem sich die Liederlichen unter den Bauern der Umgegend Abends zu versammeln pflegten, um mit einander zu zechen und Karten zu spielen.

Der Kammerjunker hatte oft von wilden Auftritten und blutigen Schlägereien gehört, die hier stattgefnnden hatten; es kam ihm daher auch nicht in den Sinn, hier einzukehren. Er führte nur das kranke Pferd in den Stall, untersuchte mit Hülfe des Stallknechts die Beschädigung und fand, daß es unmöglich sei, seinen Ritt fortzusetzen. Nachdem er hinsichtlich der Pflege des Pferdes das Nöthige angeordnet hatte, machte er sich sogleich wieder zu Fuß auf den Weg.

Er hatte nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als er in der noch immer zunehmenden Dunkelheit die Gestalt eines Mannes zu erkennen glaubte, der auf

dem Wege vor ihm hinschritt. Er kam ihm näher und hörte nun, wie der Mann, offenbar nicht in der besten Laune, halblaut mit sich selber sprach.

Er kannte die Stimme; es war die des Obermüllers der unweit Ronneburg gelegenen sogenannten Aumühle.

„Blattner, sind Sie's?"

Der so Angeredete stand still und wendete sich um, indem er ein mürrisches: „Was gibt's?" hervorstieß.

Sogleich jedoch fügte er in einem weit höflicheren, aber etwas lallenden Tone hinzu:

„Ah, der Herr Kammerjunker! Woher denn so spät des Weges, wenn ich fragen darf?"

Der Kammerjunker erzählte ihm, wie es gekommen, daß er die Strecke von der Schenke bis zum Schloß zu Fuß zurücklegen müsse.

„Waren Sie drinnen — in der Schenke, meine ich?" fragte der Müller.

„Nein; ich hörte, wie man sich dort zankte, und ging, ohne mich aufzuhalten, weiter."

„Man zankte sich, sagen Sie? Ja, ja, der Haidbauer und der alte Caspar Timm — zwei harte Köpfe das; waren schon tüchtig an einander gerathen, als ich fortging."

„Sie kommen also von dorther, Blattner?"

„Zu dienen, Herr Kammerjunker, ich komme von dorther, und wenn ich wieder Geld habe, werde ich mich wohl wieder dort einfinden und wahrscheinlich ebenso sauber gerupft werden, wie heute Abend. Und so wird's fortgehen, bis der Teufel meinen letzten Heller und den ganzen Kram geholt hat und mich obendrein."

Der Müller schloß mit einem grimmigen Fluch und schüttelte wüthend die geballten Fäuste in der Luft.

Der Kammerjunker aber bereute, den Mann angeredet zu haben, denn dieser war offenbar ziemlich stark angetrunken und äußerst aufgeregt. Ihn jetzt wieder loszuwerden, war nicht wohl möglich.

„Haben Sie auch einmal gespielt, Herr Kammerjunker?" fuhr der Müller fort. „Wissen Sie, was es heißt, Pech im Spiel haben, immer Pech und nichts als Pech? Mich hat das so weit gebracht, daß, wenn die Frau nicht wäre und das arme kranke Kind, ich schon lange . . ."

Er vollendete den Satz nicht, sondern schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn und stöhnte laut.

„Ich war immer ein Pechvogel," rief er in wildem Grimme, „immer und in allen Dingen. Mein schlimmstes Pech aber war und ist, daß der Zufall mir einst vor vielen Jahren Etwas in die Hände

spielte, was Tausende von Thalern werth ist und mich zum wohlhabenden Manne machen könnte, aber doch so unbenutzt daliegt, als wäre es der elendeste Plunder. Sagen Sie einmal selbst, Herr Kammerjunker, ist es nicht verdammt ärgerlich, einen Klumpen Gold, zehnmal so groß wie mein Hut, so lange, lange Zeit mit sich herumschleppen zu müssen und ihn nicht verwerthen zu können?"

„Warum konnten Sie ihn nicht verwerthen?" fragte der Kammerjunker, der nur mit halbem Ohr zugehört hatte.

„Weil sich der rechte Käufer noch immer nicht finden wollte," entgegnete der Müller. „Aber jetzt," fuhr er in vertraulich flüsterndem Tone fort, „hat er sich gefunden — ja, ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, hat er sich endlich gefunden. Wollen Sie wissen, wer es ist?" fragte er, indem er stillstand und den Arm des Kammerjunkers erfaßte, um diesen zu nöthigen, gleichfalls stillzustehen. „Wollen Sie es wissen? Es war schon lange meine Absicht, es Ihnen zu sagen. Nun, so hören Sie denn, Sie sind der Käufer des Klumpen Goldes, lieber Herr, kein Anderer als Euer Hochwohlgeboren in höchst eigener Person."

„Schon gut, Blattner," sagte der Kammerjunker ungeduldig, „ich widerspreche Ihnen nicht, aber es ist spät, lassen Sie uns weitergehen."

„Recht gern," stimmte der Obermüller bei, „wir können ja auch im Gehen darüber reden. Sie müssen also wissen, mein werther Herr, daß es sich um unsinnig viel Geld handelt, um Hunderttausende, ja um ganze Millionen, die Jemand bekommen könnte, der von Allem nichts weiß. Warum weiß der Jemand nichts davon? Weil ein Geheimniß dabei ist, das bis zur Stunde nur meine Wenigkeit kennt. Nun begreifen Sie, was ich mit dem großen Klumpen Gold meinte. Der Klumpen Gold ist mein Geheimniß — das ist doch gewiß klar und deutlich gesprochen. — Sie schweigen? Sie denken, der Blattner ist einmal wieder betrunken und schwatzt dummes Zeug. Doch Sie irren sich, leicht angesäuselt bin ich freilich, aber thut nichts, weiß darum doch recht gut, was ich sage. Ich will Ihnen jetzt eine Geschichte erzählen, lieber Herr, die Sie in Erstaunen setzen wird; geben Sie nur genau Acht."

Und Blattner erzählte nun dem Kammerjunker eine Geschichte, die ich für mein Leben gern hier wörtlich wiederholt hätte, die aber nothwendig bis zum Schluß des dritten Bandes aufgespart werden muß, wo sie Euch nebst anderen vortrefflichen Dingen zu Eurer höchsten Befriedigung aufgetischt werden soll.

Ihr könntet sagen, daß, wenn es von Anfang an meine Absicht war, Euch nur dies mitzutheilen, ich

nicht nöthig gehabt hätte, Euch mitten in der Nacht auf eine dunkle Landstraße zu führen und Euch ein Langes und Breites von einem lahmgewordenen Pferde, einem berüchtigten Wirthshaus und einem betrunkenen Obermüller vorzuschwatzen.

Allein Ihr hättet Unrecht, so zu reden. Es ist einer der sinnreichsten Kniffe erfahrener Romanschreiber, den ich hier angewendet habe, und es gebührt mir dafür unbedingtes Lob.

Der Autor führt gleichsam den Leser auf einen hohen Berg, indem er ihn hoffen läßt, daß er vom Gipfel aus eine weite Aussicht genießen wird. Der Weg hinauf ist etwas steil und uneben, so daß der Wanderer ziemlich athemlos droben anlangt. Aber statt ihm nun die Aussicht zu zeigen, verbindet ihm sein Führer die Augen, dreht ihn ein paarmal um, daß ihm ein wenig schwindlig wird, und läßt ihn stehen.

So ist es mir als Leser oft ergangen, und ich sehe nicht ein, warum ich es Euch nicht als Autor gerade so machen sollte, wie es Andere mir gemacht haben.

Nach dieser Auseinandersetzung darf ich Euch wohl nicht auffordern, wieder zu dem Kammerjunker und dem Obermüller zurückzukehren.

Nun, es ist eigentlich auch nicht nöthig.

Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß Blatt-

ner zwar seine Geschichte unter dem Einfluß des reichlich genossenen Weines begann, jedoch bald ganz nüchtern wurde und bei dem Kammerjunker die Ueberzeugung hervorrief, daß er mit vollkommener Ueberlegung rede.

Der Kammerjunker folgte denn auch mit stets wachsendem Interesse seiner Erzählung und stellte zum Schluß eine Menge von Fragen an ihn bezüglich gewisser Punkte, die er noch im Dunkel gelassen hatte.

Der Obermüller war indeß schon damit zufrieden, hinsichtlich dieser Punkte die Neugierde des Kammerjunkers rege gemacht zu haben; er dachte wie ich, daß man nicht gleich Alles sagen darf und — schwieg.

Zwölftes Capitel.

Leimruthen.

„Wie finden Sie Ihre Cousine Therese, lieber Bernhard?"

Es war doch wirklich ein ganz abscheuliches Lächeln, mit welchem der alte Nicander an seinen jungen Neffen derartige Fragen stellte. Und er stellte deren sehr viele, ließ ihm jedoch nie Zeit, eine Antwort zu geben,

vielleicht weil das Erröthen und verlegene Zuboden-blicken Bernhard's ihm schon Antwort genug war.

O, dieses abscheuliche Lächeln! Für Bernhard's Augen lag darin eine Profanation sonder Gleichen. Ja, das bloße Nennen des Namens Therese von diesen alten sündhaften Lippen schien ihm eine Entweihung des Heiligen, für die er an dem Onkel eine empfindliche Rache hätte nehmen mögen.

In den ersten Tagen seiner Bekanntschaft mit diesem hätte er es leicht gefunden, ihn kurz und entschieden abzufertigen, etwa mit einem barschen: „Was geht das Sie an?“ oder: „Bin ich Ihnen über meine Gefühle Rechenschaft schuldig?“ Doch diese schöne Zeit war vorüber, der norwegische Onkel hatte, so sehr sich auch Bernhard Anfangs dagegen sträubte, eine Macht über ihn gewonnen, gegen die er sich nicht mehr auflehnen vermochte. Es ließ sich nicht leugnen, der Onkel Nicander war doch ein ganz außerordentlicher Mann.

Er besaß eine so allseitige Bildung, eine so erstaunliche Kenntniß der Welt, der Menschen und der socialen Verhältnisse, es lag Alles, was auch sonst noch sein reiches Wissen umfaßte, in seinem bewundernswürdig organisirten Kopfe so klar geordnet, und er sprach darüber mit einer so lebhaften, jugendlichen Frische des Geistes, daß Bernhard nicht müde werden

konnte, ihm zuzuhören und aus seinen Reden Belehrung zu schöpfen. Und diesen Mann mit dem scharfen Verstande, der feinen Beobachtungsgabe und der unermeßlichen Erfahrung hatte man ihm als beschränkt, unwissend und roh geschildert — wahrlich, man hatte dem Onkel großes Unrecht gethan.

Freilich, was Herz und Gemüth betraf, war Bernhard mit dem Onkel noch lange nicht im Reinen.

Mitunter — namentlich wenn jenes häßliche Lächeln zum Vorschein kam — war er sehr geneigt, ihm beides ganz und gar abzusprechen; aber wiederum verrieth nicht selten Nicander in Betreff seiner und, was ihm noch mehr galt, auch in Betreff Theresens ein Wohlwollen, welches das Vorhandensein eines tief in seinem Innern verborgenen Empfindungsvermögens doch nicht durchaus unwahrscheinlich machte.

Um mich kurz zu fassen, Bernhard fühlte sich mit jedem Tage mehr an den sonderbaren Onkel gefesselt und öffnete ihm endlich, trotz jenes fatalen Lächelns, sein junges, warmes Herz.

Der Onkel lächelte auch dann noch, nur in etwas anderer Weise. Erst hatte das Lächeln gesagt:

„Du brauchst mir gar kein Geständniß zu machen, denn ich lese in deinem Herzen so deutlich, als wäre es von Glas, und als trügest du es auf einem Präsentirteller vor dir her; und was ich lese, erregt

nun einmal — ich kann mir nicht helfen — meine Heiterkeit."

Nun aber schien es mit einem gewissen Mitleid zu sagen:

„Daß du mir deine Liebesnarrheit gestehst, du guter Junge, gewinnt dir vollends mein Wohlwollen und läßt mich wünschen, daß du die Enttäuschung, die jeder derartigen Verzückung ganz nothwendig folgen muß, als guter Philosoph hinnehmen möchtest."

Man wird vielleicht fragen, welche Art von Neigung Nicander, da er in der jugendlichen Liebe seines Neffen nur eine Thorheit sah, denn eigentlich für die Generalin empfand.

Wir kommen, wenn wir diese Frage erörtern wollen, auf einen etwas schlüpfrigen Boden, wie manche Leute zu sagen pflegen, wenn sie im Begriffe sind, ihrer Neigung zur Anschwärzung ihrer Mitmenschen nachzugeben. Ich will sicherlich nicht schmähen, aber wie in aller Welt soll ich mit Vermeidung jedes Aergernisses von Gefühlen reden, die doch unleugbar aller Weihe einer höheren Poesie so gänzlich entbehrten? Nehmen wir die Sache von der besten Seite.

Die Generalin war eine noch sehr schöne Frau, die nicht viele Männer allein von dem plantonischen Gesichtspunkte aus hätten betrachten können. Die anmuthige Fülle ihres Gesichts, die so hübsch mit der

anmuthigen Fülle ihrer Gestalt harmonirte, ihre großen hellen Augen, so stolz und doch so mild und schmelzend, ihr Doppelkinn mit dem Grübchen, ihre Zähne, diese Wunder von Weiße und Regelmäßigkeit, vor Allem aber das gewinnende, überredende Lächeln ihrer vollen Lippen — gewiß, es waren Reize, die mancher Jüngling von nicht zwanzig Jahren unwiderstehlich gefunden hätte.

Dabei war die Generalin so klug, wie sie schön war. Sie kannte — ich erinnere hier an den mehrmals erwähnten Brief — das Geheimniß von der Pseudonymität Nicander's, und sie wußte es trefflich für ihre Zwecke auszubeuten.

Es thue eine solche Frau, die mit solchen Waffen ausgerüstet ist, ihr Möglichstes, um Euch zu berücken, und — nehmt es mir nicht übel — ich gebe keinen Pfifferling für Eure Widerstandsfähigkeit.

Ihr hättet nur hören sollen, wie schlau sie, wenn sie mit Nicander unter vier Augen war, das Gespräch ganz unmerklich auf den Grafen Werneberg hinüberspielte, wie sie dann mit hinreißender Gefühlswärme, aber ohne jegliche Uebertreibung, von dessen Edelsinn sprach, dem sie so unendlich viel verdanke.

Ihr hättet nur sehen sollen, mit welcher Demuth und rührender Trauer in Mienen und Geberden sie die arme Wittwe spielte, die gänzlich verlassen und

trostlos wäre, wenn nicht die Freigebigkeit jenes edlen Verwandten ihr Schutz und Hülfe böte.

Ihr hättet dies hören und sehen sollen, und wahrhaftig, es hätte Euch nicht gewundert, daß es ihr endlich gelang, aus den geheuchelten Gefühlen für Werneberg um Nicander ein Netz zu flechten, dem dieser nicht mehr entrinnen konnte.

Auch Nicander spielte bei diesen Gelegenheiten seine Rolle mit bemerkenswerther Gewandtheit.

Er äußerte sich über den Grafen gerade so, als sei ihm dieser persönlich so fremd wie der König von Dahomey. Er wollte allerhand Unvortheilhaftes über ihn gehört haben und betheuerte, daß, wenn der Graf wirklich ein so ungeregeltes und wildes Leben geführt und wirklich die vielen übereilten, gewaltsamen Handlungen begangen habe, die man ihm zur Last lege, er von seinem Charakter und moralischem Werthe unmöglich eine sehr günstige Meinung hegen könne.

Die Generalin war schlau genug, nicht Alles, was dem Rufe des Grafen nachtheilig gewesen, in Abrede zu stellen.

Es sei wahr, räumte sie ein, der Graf habe sich in der That Uebereilungen zu Schulden kommen lassen, die ihm den Tadel der Welt zuziehen konnten, aber weder ihr, der Generalin, noch ihm, Nicander, stehe es zu, ein Urtheil über ihn zu fällen. Man dürfe

überhaupt keinen Menschen ungehört verdammen, wie es die Welt nur zu häufig thue; die Welt sei ungerecht und grausam, nur an die anstößige Handlung halte sie sich, wisse aber nichts von der Versuchung, die derselben vorausgegangen, noch von der Reue, die ihr gefolgt sei.

Die Generalin war mit einem Worte die Nachsicht selbst.

Sogar ihre auf dem Schloß wohnenden Verwandten nahm sie in Schutz; sie konnte sie auch selbst dann nur bedauern, wenn sie den Grafen lästerten und bei jeder Gelegenheit von ihm sprachen, als wäre er ihr Feind und nicht ihr Wohlthäter.

Es sei dies, meinte sie, zwar eine widerliche Aeußerung selbstsüchtiger und neidischer Gemüthsart, aber lange nicht so böse gemeint, als es oft den Anschein habe.

Nur gegen sich selbst war die Generalin strenge, unerbittlich strenge.

Sie hatte eines Abends, als sie und Nicander traulich beisammen saßen, den Muth, das Gespräch auf den dunkeln Punkt in ihrem Leben zu lenken — man wird sich erinnern, daß es da einen ziemlich dunkeln Punkt gab — und ihrem Zuhörer ein so offenes und mit der Wahrheit im Einklang stehendes Bekenntniß abzulegen, daß selbst ein genau Unterrich-

teter kaum im Stande gewesen wäre, das Truggewebe zu erkennen, mit dem sie ihre ganze Vergangenheit wie all ihre Pläne für die Zukunft umsponnen hatte.

Gewiß, die Generalin war sehr schlau; sie durfte voraussetzen, daß der Graf Werneberg von jenem dunklen Punkt recht wohl wisse, und indem sie diesen nicht wegleugnete, sondern vielmehr mit scheinbarer Aufrichtigkeit aufdeckte und beleuchtete, erreichte sie einen doppelten Zweck: sie gab Nicander einen schmeichelhaften Beweis ihrer Achtung und ihres Vertrauens, und sie nöthigte ihm die Anerkennung ab, die ein welterfahrener Mann der allveredelnden und allversöhnenden Tugend eines Weibes, das die Wahrheit spricht, nothwendig zollen muß.

Wer wird sich nach dem Gesagten noch wundern, daß sich in der Brust des Grafen — ich möchte nicht gern das Wort Herz gebrauchen — ein Gefühl — ich möchte es nicht gern Liebe nennen — entwickelte, das ihm gerade so verhängnißvoll zu werden drohte, wie seinem jungen Neffen jene oft belächelte Verliebtheit?

Fast jeden Abend fanden sich Onkel und Neffe bei der Generalin ein, und jeden Abend steuerten Beide mit vollen Segeln um eine weitere Strecke dem Unvermeidlichen entgegen.

Einst fragte Nicander seine junge Nichte, wie lange sie noch auf Ronneburg zu bleiben gedenke.

Therese blickte zerstreut und träumerisch vor sich nieder, ihre Mutter aber antwortete für sie, daß ihr Onkel, der Geheimrath, auf eine baldige Rückkehr dringe, da er mit seiner Frau eine frühzeitige Badereise antreten wolle und Theresens Begleitung sehr wünsche.

„In acht Tagen wirst du uns wohl auf jeden Fall schon verlassen müssen, liebes Kind," schloß sie mit einem zärtlich-wehmüthigen Blick auf ihre Tochter.

Diese erhob sich in etwas ungestümer Weise, machte sich schnell etwas am Theetisch zu schaffen und war dann im Nebenzimmer verschwunden.

Der arme Bernhard sah zum Erbarmen verdutzt aus, als er von der nahen Abreise seiner Cousine hörte.

Als gleich darauf die Generalin und Nicander bei ihrer gewöhnlichen Partie Piquet festsaßen, schlich auch er in das Nebenzimmer.

Hier sah er Therese in der Ecke eines Sophas halb sitzen, halb knieen. Ihr Haupt ruhte schwer auf ihrer Hand, ihr Busen wallte stürmisch, ihr zierlicher kleiner Fuß versteckte sich, als der Vetter eintrat, unter den Falten ihres Kleides.

„Kommen Sie, Bernhard, nehmen Sie hier

neben mir Platz," sprach sie mit leidenschaftlicher Betonung.

Bernhard folgte der Einladung.

„Hörten Sie, daß Mama sagte, ich werde in acht Tagen nach D. zurückkehren müssen?"

„Ja, Cousine, ich hörte es."

„Nach weiteren acht Tagen werden Sie mich vergessen haben, oder, wenn sie allenfalls noch hin und wieder an mich denken — wie werde ich Ihrer Erinnerung vorschweben? Sie halten mich ja nun einmal für das sonderbarste Mädchen von der Welt, für ein excentrisches, überspanntes Ding, voll der wunderlichsten Schrullen. Aber Sie thun mir Unrecht, denn ich bin nicht überspannt, ich gebe mich nur, wie mich der liebe Gott geschaffen hat; ich heuchle nicht, das ist Alles. Ja, Sie thun mir Unrecht, ich weiß es, und es betrübt mich."

Bernhard ergriff ihre Hand — eine sehr weiche und warme Hand — und sie blickte wahrhaft kläglich zu ihm auf.

Wie schön, wie verführerisch war sie doch, wenn Thränen in ihren Augen perlten.

„Ich könnte Ihnen nie Unrecht thun; was bringt Sie nur auf solche Gedanken?" stammelte er bewegt.

„Ich kann es nicht sagen," entgegnete sie, „aber ich bin so namenlos unglücklich!"

Ein tiefer Seufzer aus Bernhard's Brust bezeugte, daß auch er sehr unglücklich sei.

„Sie wissen nicht, in welch traurigen Verhältnissen ich lebe!“ fuhr Therese fort.

„Sind die Verwandten, bei denen Sie sich aufhalten, nicht freundlich gegen Sie, Cousine?“

„O doch — in ihrer Weise; aber sie leben in der großen Welt, und unter lauter Menschen, die kein Herz besitzen. Sie selbst haben es längst verlernt, auf die Stimme des Herzens zu hören, sie sind erstarrt und eingefroren in der hohlen Form der Etikette. O, wie hasse ich diese sogenannte große Welt, die solche Formen schafft! Sie kennen sie nicht, Bernhard, und Sie dürfen von Glück sagen, sie nicht zu kennen. Dem Upasbaume könnte man sie vergleichen, dessen bloße Ausdünstung schon in der Ferne tödtet. Scheuen Sie sie stets wie die Pest, wagen Sie sich nie in den Bereich ihres verderblichen Gifthauchs.“

„Machen Sie vor allen Dingen nie eine Badereise,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Eine Badereise! Wissen Sie, was ein Badeort ist? Eine Schaubühne ist es, auf welcher fort und fort das ganz gleiche langweilige Possenspiel eitler, leerer Narrheit aufgeführt wird, ein Ort, an welchem man alle seine schönen Kleider auskramt und alle seine schönen Gedanken verbirgt; ein Ort, an welchem man jeden Tag den

Leib wäscht, aber die Seele beschmutzt. An einen solchen Ort wird man mich nun wieder schleppen, und ich werde die Maske des Frohsinns tragen müssen, während mein Herz trauert."

„Ob ich Sie wohl wiedersehen werde, Bernhard?" unterbrach sie sich plötzlich selbst.

„Gewiß, wenn Sie es wünschen," antwortete er in unsäglicher Verwirrung.

„O, ich wünsche es so sehr, so sehr!" sagte sie schluchzend. „Im Herbst komme ich wieder. Werden Sie dann noch hier sein?"

„Ich weiß es nicht, theuerste Cousine; es hängt davon ab, welche Arbeiten der Graf, unser Onkel, mir noch übertragen wird."

„Möchte er Ihnen so viele Arbeiten übertragen, wie einst Eurystheus dem Herkules!" rief sie, indem sie in toller Aufregung ihre schwarzen Locken schüttelte. Gleich darauf fügte sie in schmelzendem Tone hinzu:

„Aber jedenfalls könnten sie ja als Gast hierherkommen -- wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit — nicht wahr?"

„Ich glaube wohl, daß . . ."

„Sie glauben — Sie glauben — aber ich will Gewißheit. Wollen Sie es versprechen, wollen Sie Ihr Wort dafür verpfänden? Ich weiß, daß Sie Ihr Wort halten würden. Geben Sie es mir?"

Er gab es.

Sie richtete sich auf dem Sopha halb empor, sie beugte sich zu ihm hin, ihr Lockenköpfchen kam seinem Gesicht so nahe — es war so unverkennbar, was sie zur Besieglung des Versprechens von ihm begehre, daß er noch weit unerfahrener hätte sein müssen, als er es war, um das nicht zu begreifen.

Seine Lippen berührten die ihrigen, ihre wallenden, rabenschwarzen Locken legten sich wie ein Schleier über sein Gesicht — die Trunkenheit der Liebe legte sich wie ein Schleier über seinen Geist.

Schöne Leserin, Sie haben ganz Recht, es war unverantwortlich von Bernhard, daß er seine Cousine küßte. Daß sie ihm alle Veranlassung dazu gab, ist, wie Sie sehr richtig bemerken, keine genügende Entschuldigung.

Es würde mich aufrichtig freuen, wenn ich zu ihrer Beruhigung hier gleich hinzufügen könnte, daß es wenigstens bei diesem einen Kusse blieb; doch leider kann ich das nicht.

In dieser wahren Geschichte soll nichts vertuscht werden, selbst die Küsse nicht, an welchen Sie und ich Anstoß nehmen.

Es war ein Glück für Bernhard, daß ihn Nicander, als Beide die Generalin verlassen hatten, nicht wieder fragte: „Wie gefällt Ihnen Ihre Cousine Therese,

lieber Bernhard?" Der Onkel that es nicht, er war überhaupt sehr schweigsam.

Ich bin gar nicht sicher, ob er sich nicht hinsichtlich der Generalin eines gleichen Vergehens schuldig gemacht hatte.

Dreizehntes Capitel.

Der Baron hat kein Glück mit seiner Erbsensuppe.

Die allabendlichen Besuche Nicander's und Bernhard's bei der Generalin hatten natürlich die Aufmerksamkeit der übrigen Verwandten auf sich gezogen; sie bildeten seit mehreren Tagen das stehende Thema aller ihrer Gespräche.

Die Generalin that nie etwas ohne Grund, welch denkbaren Grund mochte sie nun haben, den Wallfischfänger an sich zu ketten?

Ei, es war leicht zu errathen: sie mußte ausgekundschaftet haben, daß er durch den Thranhandel reich geworden sei; es gab ja Leute genug, die auf ebenso schmierigem Wege zu Geld gekommen waren.

War aber Nicander wohlhabend, was hatte ihn dann bewogen, eine Zuflucht im Familienasyl zu suchen?

Diese Frage ließ sich nicht beantworten, aber darum hielt man doch die erste für entschieden; die Generalin hatte es darauf abgesehen, den Norweger zu heirathen — die vierzigjährige Frau den Sechziger! Es war unerhört, eigentlich ganz empörend, aber freilich in Anbetracht der Antecedentien der Generalin durfte sich Niemand darüber wundern.

Eine dritte Frage war die:

Was bestimmte die Generalin, Bernhard Günther in den Zauberkreis der koketten, raffinirten Therese zu locken? Früher hatte sie den jungen Mann vollständig ignorirt, als gehörte er gar nicht zur Familie; nun aber lag es ja auf der Hand, daß nach ihm „geangelt" werde.

Es mußte hier ein wichtiges Geheimniß verborgen liegen; ja gewiß, mit diesem Bernhard Günther hatte es eine eigene Bewandtniß, wie man ja auch gleich von Anfang an vermuthet. Denn warum ließ der Graf die neuen, kostspieligen Parkanlagen herstellen? Und warum hatte er die Arbeit einem Gelbschnabel wie Bernhard Günther, und nicht einem älteren, erfahrenen Mann übertragen?

Sollte der Graf etwa bezüglich Bernhard's noch weitere Absichten hegen? Sollte er vielleicht zu seinen Gunsten testamentarische Bestimmungen getroffen haben

oder treffen wollen? Und sollte endlich die Generalin auch dies gewittert haben?

Es war hier eine weitere Frage berührt, um welche sich die Interessen der Familienmitglieder hauptsächlich drehten, die große, hochwichtige Frage wegen der Erbschaft. Der Graf Werneberg hatte keine Leibeserben; wem würde er seine ungeheuren Reichthümer hinterlassen? Der Major Rawald war der nächste Cognat. Es galt auf dem Schloß für eine ausgemachte Sache — vielleicht weil der Major selbst bei jeder Gelegenheit so zuversichtlich darauf pochte — daß er nach dem Tode des Grafen der Universalerbe sein werde, wogegen die Anderen nur auf entsprechende Legate hoffen durften. Zu diesen Anderen hatte aber bis jetzt Niemand den bürgerlichen Bernhard Günther gezählt.

Sollte nun dennoch durch dieses unechte Pfropfreis den edleren Zweigen des alten Stammes ein Theil der nährenden Säfte entzogen werden? Kaum glaublich!

Und doch, wenn man die eigenthümliche Gemüthsart des Grafen in Betracht zog, so durfte man sich nicht ganz der Furcht entschlagen, daß er den vielen regelwidrigen Handlungen und tückischen Streichen, die er im Leben begangen, im Tode noch die Krone aufsetzen würde, indem er die heiligen Rechte der sämmt-

lichen adeligen Verwandten durch Begünstigung des einzigen unadeligen mehr oder weniger beeinträchtige.

Und die Generalin wußte wirklich um diesen abscheulichen Plan?

Ganz sicher, denn wie käme sie sonst dazu, ihre Tochter an einen Gärtner zu verkuppeln?

„Der gute Junge würde übrigens nicht so leicht in die Falle gehen, wenn er wüßte, was wir wissen, liebe Blandina," sagte Frau v. Osten zu ihrer Cousine Bimbach, mit der sie auf dem Boden gemeinschaftlicher Feindschaft gegen die Generalin Frieden geschlossen hatte.

„Oder wenn er gar wüßte, was Ihr Stiefsohn weiß, Cousine v. Osten," lispelte das Fräulein mit der Miene tugendhafter Entrüstung.

„Ich hoffe, daß Sie damit keinen Tadel gegen meinen Stiefsohn aussprechen wollen, mein Fräulein," rief die kleine Frau mit einem Eifer, der deutlich kundgab, wie bereit sie sei, das eingescharrte Kriegsbeil sogleich wieder auszugraben.

Fräulein Blandina beeilte sich, eine zufriedenstellende Erklärung abzugeben.

„Mein Stiefsohn war noch sehr jung, als er jenes Verhältniß anknüpfte," sagte Frau v. Osten entschuldigend. „Jungen Männern darf man Manches

nachsehen. Daß er es rechtzeitig wieder löste, macht seinem Verstand Ehre."

„Kam es nicht zwischen den Beiden zu einem tüchtigen Eclat?" fragte der Baron Odenfeld, indem er einen starren Blick eingewurzelter Uebellaunigkeit auf den Fußschemel der Frau v. Osten richtete.

„Allerdings," war die kurze Antwort der Frau v. Osten, die auch mit dem raucherzeugenden Baron einen vorläufigen Waffenstillstand abgeschlossen hatte.

„Was gab denn eigentlich dazu die Veranlassung?" fragte der Baron weiter, ohne seine Augen vom Fußschemel abzuwenden.

„Das wissen Sie wirklich nicht?" fragte seinerseits der Major Rawald lachend.

„Nein."

„Nun so will ich es Ihnen sagen, Vetter. Unser junger Freund, der Kammerjunker, bemerkte, daß der Erbprinz Otto in ziemlich auffallender und wohl nicht ganz erfolgloser Weise dem Fräulein den Hof machte. Er hatte durchaus keine Lust, mit Sr. Hoheit Moitié zu machen und gab die Partie auf."

„Hm!" brummte der Baron.

„Es wäre ein Werk der Barmherzigkeit, dem jungen Nigaud, dem Bernhard Günther, mein' ich, in Betreff Theresens die Augen zu öffnen," fuhr der Major fort.

„Und es wäre ein Werk der Gerechtigkeit, dadurch zugleich die Pläne der Generalin zunichte zu machen," fügte Fräulein Blandina hinzu.

„Darüber berathen wir uns einmal später unter vier Augen," flüsterte Frau v. Osten dem Fräulein ins Ohr.

Dieses Gespräch fand im Zimmer der Frau von Osten statt, bei der seit einiger Zeit jeden Nachmittag beim Kaffee ein engerer Familienrath abgehalten wurde.

Mehrere Punkte waren hier schon endgültig festgestellt worden. Vor allen Dingen wollte man sich von der lästigen Bevormundung seitens der Generalin ein für alle Mal lossagen.

Der erste Schritt in dieser Richtung sollte ohne Verzug gethan werden. Man wollte sich den Schlüssel zum Pavillon erbitten und, falls er nicht ausgeliefert würde, das Schloß mit Gewalt erbrechen. Bei günstiger Witterung wollte man dann Nachmittags den Kaffee daselbst einnehmen.

Ferner wollte man, ohne erst die Generalin zu fragen, die alte gelbe Staatscarosse, an der eine Feder gesprungen war, repariren lassen, um sie zu einem gemeinsamen Ausfluge zu benutzen.

Endlich — dies war ein Vorschlag des Barons — wollte man mit dem Ausfischen des Karpfenteiches nicht wie gewöhnlich warten, bis es der Generalin beliebe,

das Signal dazu zu geben; nein, schon in den nächsten Tagen sollte es ohne vorhergegangene Anzeige unter der Leitung des Barons stattfinden.

Man sieht, daß es Ergebnisse von nicht geringer Wichtigkeit waren, zu welchen die Berathungen führten.

Von noch höherer Bedeutung aber war der Entschluß, den man hinsichtlich des norwegischen Vetters faßte. Das geheimnißvolle Treiben im Thurm mußte ein Ende nehmen, das mystische Dunkel, in welches sich die wahnsinnige Grönländerin hüllte, sollte aufgeklärt werden.

Man wollte sich jedoch nicht öfter der Unannehmlichkeit aussetzen, mit schmutzigem Wasser begossen zu werden oder Leitern zu erklimmen, um schließlich noch Gefahr zu laufen, von dem desperaten alten Kerl wie ein Dieb und Räuber niedergeschossen zu werden; nein, ganz offen wollte man auftreten.

Der Major und der Baron sollten sich zu Nicander begeben und ihm ohne alle Umschweife die Wahl stellen zwischen einer gutwilligen Lösung des Räthsels, oder einer erzwungenen Erklärung vor Gericht. Von der Beschaffenheit der so erlangten Aufschlüsse sollte es dann abhängen, was ferner gethan werden könnte, um den fatalen Menschen zu zwingen, das Schloß wieder zu verlassen; denn auch darüber war man einig: man wollte nicht ruhen, ehe er vertrieben sei.

An diesen Berathungen betheiligten sich zwei Personen nicht: der Kammerjunker v. Osten und Fräulein Ernestine Bimbach.

Der Kammerjunker war seit einigen Tagen auffallend still und in sich gekehrt; er streifte mehr als sonst auf einsamen Spaziergängen in der Gegend umher.

Wohin er eigentlich seine Schritte lenkte, wußte man nicht, nur war er drei Abende nach einander im Tannengehölz gesehen worden und zwar jedes Mal in Gesellschaft des Obermüllers Blattner.

Der neugierige Major zerbrach sich den Kopf mit Muthmaßungen über den Grund zu diesem sonderbaren Verhalten.

„Was in aller Welt mag er doch nur mit jenem liederlichen, versoffenen Menschen zu reden haben?“ sagte er zu dem Baron.

„Mir wäre es in der Nähe des Obermüllers nicht geheuer,“ brummte der Baron, indem er verstohlen einem von des Majors Rattenfängern, der um ihn hersprang, einen Tritt versetzte. „Der Kerl hat etwas Tückisches und Hinterlistiges in seinem Gesicht. Auch soll er ein Händelsucher und Raufbold sein.“

„Wahrhaftig ich möchte wissen, was die Beiden mit einander verhandeln,“ fuhr der Major fort.

„Fragen Sie den Kammerjunker.“

„Oho, mein Lieber, der Schlaukopf läßt sich seine Geheimnisse nicht entlocken.“

„Glauben Sie denn wirklich, daß es sich dabei um ein Geheimniß handelt?“ fragte der Baron, indem er einem anderen der Rattenfänger einen äußerst feindseligen Blick zuwarf.

„Ganz sicher handelt es sich um ein Geheimniß,“ meinte der Major. „Ich werde mich ein wenig aufs Spioniren legen.“

Fräulein Ernestine ihrerseits nahm an den Familien-Berathungen nicht Theil, weil diese hauptsächlich gegen den norwegischen Vetter gerichtet waren, und sie noch immer, trotz aller Abmahnungen ihrer Schwester, darauf hinarbeitete, seine Eroberung zu machen.

Man frage mich nicht, wie sie auf diese sonderbare Idee gekommen sei.

Ich habe dies nie begreifen können; aber freilich, das weibliche Herz ist mir immer ein Räthsel gewesen. Ich kann nur sagen, daß Fräulein Ernestine in ihrem Streben durchaus unermüdlich war; sie lief dem norwegischen Vetter überall nach, sie hing sich an ihn wie eine Klette, sie schwärmte mehr denn je über die unbekannten Schönheiten der Polarländer, sie schrieb ihm endlich anonyme Briefe, die ihm durch die Post zugeschickt wurden.

Diese Briefe enthielten geheimnißvolle Warnungen,

zum Beispiele: „Man sinnt auf Unheil. Trauen Sie Niemandem, namentlich nicht der G........“, oder: „Der M.... ließ gestern Worte fallen, die Schlimmes befürchten lassen. Sie sind von Fallstricken umgeben. Seien Sie auf Ihrer Hut. Gehen Sie nicht allein Abends in den Park.“

Die Briefe enthielten hin und wieder auch Verse, zum Beispiel:

„Ich denk' an Dich mit heißer Sehnsuchtswonne,
Wie sie der Frühling haucht in jede Brust,
Wenn durch des Winters Nebel dringt die Sonne,
Erweckend die Natur zu neuer Lust.
Ich blick zu Dir, wie zum Polarensterne,
Du strahlst so mild wie er und bist wie er — so ferne!“

Wenn aber der Abend kam, und der Mond, jener stumme Vertraute aller Verliebten, mit seinem milden, keuschen Antlitz auf Schloß Ronneburg niederblickte, dann sah man das Fräulein auf einem dem Thurme zugekehrten Balcon sitzen und mit entblößten Schultern und flatterndem Haar — ganz in der Attitüde der Lorelei — ihre Lieder mit der Guitarre begleiten.

Ihre Stimme war so mitleiderweckend dünn, mager und hinfällig, daß sie den armen Nicander fast zur Verzweiflung brachte. Und es vermochte ihn mit dem kläglichen Singsang keineswegs auszusöhnen, daß die Lieder fast ohne Ausnahme speciell für das Ohr eines Seemanns componirt zu sein schienen; zum Beispiel:

„Dort draußen auf tobenden Wellen
Schwankende Schiff' an Klippen zerschellen,
In Sturm und Schnee
Wird mir so weh,
Daß ich auf immer vom Liebchen geh'."

Man wird mir hoffentlich unbedingt glauben, wenn ich sage, daß dem Grafen aus der zärtlichen Zuneigung der schwärmerischen Ernestine nachgerade weit mehr Ungemach erwuchs, als aus der Neugierde und Gehässigkeit des Majors, des Barons, der Frau v. Osten und des Fräuleins Blandina.

Eigentlich machte er sich aus der fortgesetzten Anfeindung der Letzteren blutwenig, ja manchmal schien sie ihn sogar zu belustigen, und immer stellte er derselben die ausgesuchteste Höflichkeit entgegen. Wenn er zu seinen Verwandten ging — und er that es, trotz ihrer Ungastlichkeit, hin und wieder — lenkte er gern das Gespräch auf den Grafen Werneberg, und es ergötzte ihn ungemein, durch das Lob, welches er ihm spendete, die Tadelsucht Jener herauszufordern.

Zum Beispiel:

„Aber bedenken Sie doch, Cousine v. Osten, wie viel wir bei dem Allen der Wohlthätigkeit des Grafen verdanken."

„Ach was, Wohlthätigkeit! Er sperrt uns in ein Familien-Hospital und setzt uns dadurch dem Gespötte aller Leute aus. Nennen Sie das eine Wohl-

that? Ich nenne es eine boshafte Hohnneckerei. Aber um wieder auf den Thran zu kommen" u. s. w.

Oder:

„Ich kann unmöglich zugeben, Major Rawald, daß der Graf so gar wenig für Sie thut. Sie haben hier freie Station und ..."

„Einen Quark habe ich! Bedenken Sie gefälligst, daß ich der nächste Cognat bin. Sollte nicht der legitime Erbe eines solch colossalen Reichthums auf einem anständigen Fuß leben können? Der Graf ist ein Knauser — ich werde es ihm ins Gesicht sagen, wenn ich je mit ihm zusammentreffe — guten Morgen!"

Oder:

„Sie führen hier doch eigentlich, Dank der Güte des Grafen, ein recht angenehmes, sorgenfreies Leben, bester Baron, nicht wahr?"

„Ein höchst unbehagliches — Dank der Güte des T...... Nehmen Sie Platz, Herr Nicander".

Diese letzten Worte wurden im Zimmer des Barons v. Odenfeld gesprochen, bei dem sich Nicander durch dessen Bedienten hatte anmelden lassen.

Der Baron war soeben damit beschäftigt gewesen, in einer großen Schüssel einen Teig zu Fleischklößen anzurühren, und er hatte, ehe Nicander eintrat, kaum Zeit gehabt, die Schüssel unter das Sopha zu schie-

ben und seine Küchenschürze im Papierkorb zu verbergen.

„Ich finde es hier sehr warm; heizen Sie noch bei dieser milden Witterung.“

„Ich koche.“

„Sie kochen?“

„Ja; ich ließ mir früher das Essen vom Castellan geben, konnte aber den Fraß nicht hinunterbringen. Ich koche jetzt selbst. Das ist — hier zeigte er auf einen großen Ofen von braunen Kacheln — das ist ein Kochofen. Wird von Außen geheizt — im Winter sehr zweckmäßig.“

„Also Sie kochen selbst; nun begreife ich, woher das sonderbare Brodeln kommt.“

„Hören Sie's brodeln?“

„Ja, im Ofen, wie mich bedünken will; hören Sie's denn nicht? — Was war das?“

„Der Esel, mein Bedienter, wird nicht auf die Erbsen Acht haben, und da wirft denn der Dampf fortwährend den Deckel vom Topf hinunter. Entschuldigen Sie — Johann! — Wo steckst du denn schon wieder? — Johann!“

Der so Herbeigerufene, ein großer, plumper Bauernjunge mit Flachshaaren und dicken, aufgeblasenen Backen, die so dunkelroth waren, wie reife Kirschen, empfieng den gemessenen Befehl, „das dumme Scher-

wenzeln zu lassen" und dagegen auf die Erbsen Acht zu haben.

„Das Vieh liebäugelt immer mit der Köchin der Frau v. Osten," brummte der Baron, als sich Johann zurückgezogen hatte.

„Wir redeten von dem Grafen," knüpfte Nicander das Gespräch wieder an, „und Sie wollten, glaube ich, sagen . . ."

„Ich? Nein, ich wollte nichts sagen; ich rede überhaupt nicht gern vom Grafen. Es ist hart, ein so armseliges Almosen annehmen zu müssen; wäre ebenso gern Scherenschleifer oder Orgeldreher."

„Sie meinen also, daß der Graf . . ."

„Ich meine, daß er ein Filz ist. Wonach horchen Sie?"

„Es brodelt schon wieder bedenklich im Ofen, lieber Baron."

Der Baron erhob sich und rief durch die halbgeöffnete Thür dem Johann zu, daß ihn der Henker holen solle, wenn er nicht nach den Erbsen sehe.

Johann antwortete — aber, wie es Nicander bedünken wollte, aus einer ziemlichen Höhe — daß der Deckel ganz gewiß nicht wieder hinunterfallen werde.

Der Baron kehrte knurrend und brummend auf seinen Platz zurück.

Nicander bemühte sich, mit dem mürrischen Men-

schen ein Gespräch zu unterhalten, doch es war unmöglich, der Baron lieh sein Ohr nur dem Brodeln im Ofen und richtete seine Blicke fortwährend verstohlen auf die Schüssel unter dem Sopha.

Plötzlich erfolgte ein Knall wie von einer Pistole.

Aus dem Ofen flog eine Kachel mitten ins Zimmer, und aus der so entstandenen Oeffnung sprühten Funken und quollen dicke Wolken von Dampf, Rauch und Asche.

Im Nu war das ganze Zimmer damit erfüllt, und Nicander stürzte, während der Baron eiligst hinaus rannte, an das nächste Fenster und riß es auf.

„Johann“, hörte er den Baron draußen in der Küche wüthend rufen, „wo bist du? Plauderst du schon wieder mit dem Weibsbild? Hieher, Schafskopf, und sage mir, was du mit dem Erbsentopf gemacht hast.“

„Ich kann nichts dafür, Herr Baron, gewiß nicht!“ vertheidigte sich Johann.

„Was hast du hier gemacht, frage ich; wo kommen die zwei großen Backsteine her?“

„Ich hatte sie auf den Deckel gelegt, damit er nicht wieder hinunterfallen möchte.“

„Und du hast dadurch den Dampf eingezwängt, daß er den Topf auseinandersprengen mußte, du Erzdummkopf. Da liegt nun die ganze Bescheerung in

der Asche. Oeffne die Fenster, man erstickt ja hier. Tritt auch die Funken aus."

Hier wurde die Stimme des Barons von jener der Frau v. Osten übertäubt, die von droben hinunterrief: „Feuer! Feuer! Der Unmensch hat das Haus angezündet — Hülfe! Hülfe! Marie, gieße schnell alles Wasser über die Fußböden aus — Hülfe! Hülfe!"

Nicander hörte nichts mehr. Er hatte sich überzeugt, daß gar keine Gefahr vorhanden sei, und sich dann schnell aus der Dampf- und Rauchatmosphäre des Barons zurückgezogen.

Vierzehntes Capitel.

Der Major und der Baron kommen einem entsetzlichen Verbrechen auf die Spur.

Der Major und der Baron hatten, wie wir bereits wissen, beschlossen, zusammen zu Nicander zu gehen und ihm gebieterisch eine Erklärung in Betreff der Person abzufordern, die er im Thurm eingesperrt hielt, und deren lautes Wehklagen oft in schauerlicher Weise die nächtliche Ruhe der Schloßbewohner störte.

Nun hatten sie aber erfahren, daß die Unbekannte,

wie jene Person allgemein genannt wurde, oder die wahnsinnige Grönländerin, wie sie der Major beharrlich nannte, ein paar Mal spät Abends in Begleitung des Dieners Olaf Dahlbom außerhalb des Thurms gesehen worden sei, und sie hätten gar zu gern, ehe sie sich zu Nicander begaben, der sich wahrscheinlich aufs Leugnen legen würde, das räthselhafte Wesen näher in Augenschein genommen.

Sie faßten daher eines Abends in dem oftererwähnten Gebüsch Posto, welches sich in der Nähe des Thurms befand, und richteten mit Spannung ihre Blicke auf die gewölbte Thür, durch welche der Diener Olaf Dahlbom und die Unbekannte, wenn sie heute wieder ihre Promenade machten, kommen mußten.

Der Abend war kalt und windig, der Vollmond schien matt durch eine dünne Wolkenschicht.

Dem Baron war es äußerst unbehaglich zu Muthe.

„Mich fröstelt," klagte er verdrießlich, „ich werde morgen den Schnupfen haben; wäre ich nur nicht mitgegangen, Vetter."

„Aber nun sind Sie einmal mitgegangen und müssen ein wenig Geduld haben."

„Ein wenig Geduld, sagen Sie? Wir stehen hier schon länger als eine Stunde — hol's der Henker!"

„Es ist jetzt halb elf vorbei; wenn es drüben auf dem Schloß elf Uhr schlägt, und wir die Grönländerin

noch nicht zu sehen bekommen haben, wollen wir nach Hause gehen," suchte ihn der Major zu trösten.

„Hm!" brummte der Baron.

Noch zehn Minuten verstrichen in lautloser Stille; der Baron schüttelte sich vor Kälte.

„Es ist merkwürdig, daß wir heute Abend das Winseln und Wehklagen gar nicht hören," flüsterte der Major.

„Das ist mir ebenfalls schon längst aufgefallen," knurrte unwirsch der Baron.

„Jetzt höre ich etwas — sie kommen — pst!"

In der That hörte man drinnen im Thurme ein Geräusch, als ob mehrere Personen die Wendeltreppe hinunterstiegen.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und es zeigte sich in derselben eine baumlange Gestalt.

„Olaf Dahlbom," flüsterte der Baron seinem Gefährten zu, als die Gestalt aus dem dunklen Schatten des Thurms hervorgetreten war.

„Jetzt sehe ich auch die wahnsinnige Grönländerin," sagte leise der Major.

„Sie irren sich, es ist Nicander."

„Richtig, es ist Nicander, und sie tragen etwas — was Teufel mag das sein?"

„Ein großer Wäschkorb ist's."

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, ein Wäschkorb ist's. Was in aller Welt mögen Sie doch nur vorhaben?"

„Still, sie kommen näher."

Nicander und sein Diener Olaf Dahlbom gingen schweigend dicht an der Stelle vorüber, an welcher sich der Major und der Baron verborgen hielten.

Sie trugen zwischen sich einen großen Wäschkorb, über welchen ein weißes Tuch gebreitet war.

Der Korb mußte etwas enthalten, das schwer wog, denn er knarrte und ächzte in der allen Körben eigenthümlichen Weise unter der Last.

„Wir müssen ihnen folgen," sagte der Major, als Jene eine kleine Strecke weit gegangen waren.

„Um wieder auf uns schießen zu lassen — ich danke dafür," entgegnete der Baron.

Hätte der Major das Gesicht seines Vetters in diesem Augenblicke deutlicher sehen können, so müßte ihm die Todtenbläße aufgefallen sein, die auf demselben lag.

Der gute Baron war zu jeder Zeit ein wenig hasenherzig; er war es aber namentlich Nachts im Dunkeln, wo er überall etwas Spukhaftes und Uebernatürliches zu sehen wähnte.

Nun war zwar das, was er soeben gesehen, gerade nichts Spukhaftes und Uebernatürliches, aber dennoch empfand er dabei ein unbeschreibliches Grausen.

„Wie, wenn in dem Korbe eine Leiche läge?"

Die Nähe einer Leiche erregte ihm schon bei hellem Tage ein grenzenloses Entsetzen, und nun sollte er in dunkler Nacht und an einem so unheimlichen Ort einer solchen nachschleichen! Seine Haare sträubten sich vor Angst bei dem bloßen Gedanken.

„Wir müssen ihnen folgen," mahnte der Major fest und nachdrücklich.

„Gehen Sie, wenn Sie Lust haben, ich... ich..."

„Gut, ich gehe."

Und der Major schickte sich an, den Worten auch die That folgen zu lassen.

„Wie, Sie wollen wirklich gehen und mich hier an diesem grauenhaften Ort allein zurücklassen?" jammerte der Baron in verzweiflungsvollem Tone, ihn am Rockschoß festhaltend. „Ei, so warten Sie doch ein wenig, ich . . . ich . . ."

Aber der Major wollte nicht warten, er riß sich los und eilte davon, denn Nicander und sein Diener stiegen gerade jetzt mit ihrer Bürde über eine niedrige Mauer, die einen Theil der weitläufigen Ruine ausmachte; im nächsten Moment konnten sie seinen Blicken entschwunden sein, und es würde dann vielleicht sehr schwer werden, sie zwischen dem mit Gebüsch überwucherten Mauerwerk wieder aufzufinden.

Der Major eilte wie gesagt davon, aber der Baron folgte ihm so schnell er konnte, denn lieber wäre

er in seiner Gesellschaft zu hundert Leichen in die Morgue, oder in eine Katakombe, oder an einen anderen, gleich fürchterlichen Ort gegangen, als daß er jetzt, wo ihn der Schrecken fast toll machte, allein geblieben wäre.

Als Beide die niedrige Mauer erreicht hatten, über welche Nicander und Dahlbom gestiegen waren, sahen sie diese etwas weiter hin um den scharfen Vorsprung einer anderen, höheren Mauer biegen.

Als sie aber gleichfalls dort anlangten, waren Jene ihren Blicken entschwunden.

Es war hier ein großer, offener Platz, wahrscheinlich der alte Schloßhof. Nach drei Seiten hin konnte man ziemlich weit sehen, längs der vierten jedoch erstreckte sich ein dichtes Gebüsch von Haselstauden und Hollunder.

Nicander und Dahlbom konnten unmöglich in so kurzer Zeit den offenen Platz überschritten haben; sie waren aller Wahrscheinlichkeit nach in das Gebüsch gegangen.

Dorthin lenkte also der Major seine Schritte.

Er und sein Begleiter mußten bei ihrem weiteren Vordringen die äußerste Behutsamkeit beobachten, denn der unebene Boden war mit faulendem Laub und dürren Zweigen bedeckt; das Rascheln des Laubes, das Brechen eines Zweiges unter ihren Füßen konnte sie

verrathen. Sie schlichen auch in der That so geräuschlos wie zwei auf Raub ausgehende Katzen durch das Gestrüpp und strengten aufs Aeußerste ihr Gehör an, um von den Vorangegangenen einen Laut aufzufangen.

Sie vernahmen aber nichts.

Wohin mochten sich Jene gewendet haben?

Plötzlich stand der Major still und gab dem Baron ein Zeichen, gleichfalls stillzustehen.

Sie hatten das Gebüsch fast ganz durchschritten und befanden sich nunmehr am Rande eines kleinen, freien Platzes, in einem Winkel, den hier die noch ziemlich hohe äußere Ringmauer bildete.

Das Licht des Mondes fiel gerade in diesen Winkel, und es herrschte dort eine ziemliche Helle; nur die nächsten laublosen Bäume warfen lange, schmale Schatten über den Boden und das Mauerwerk. Mitten auf dem kleinen Platze aber standen Nicander und sein Diener. Den Korb hatten sie neben sich hingestellt.

Der Major und der Baron drückten sich, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte von Jenen entfernt, seitwärts unter einen großen Hollunderbusch nieder.

Der Baron sank dabei auf die Kniee und faltete unwillkürlich die Hände. Die Zähne klapperten ihm im Munde; er war halb ohnmächtig vor Angst.

Sie hörten nun, wie Nicander — auf Norwegisch,

wie sie annahmen, denn sie verstanden kein Wort davon — seinem Diener etwas sagte, worauf dieser aus dem Korbe einen Spaten und eine Hake nahm und zu graben anfing.

„Hab' ich's mir doch gedacht!" flüsterte der Major zusammenschaudernd.

„Was haben Sie sich gedacht, Vetter?" ächzte der Baron.

„Daß sie hier eine Leiche einscharren würden."

„Allmächtiger Gott," stöhnte der Baron, „also wirklich eine Leiche!"

„Es war gut, daß wir ihnen nachschlichen, um Zeugen dieser ruchlosen That zu sein," fuhr der Major fort; „jetzt ist das Schicksal dieses Nicander besiegelt, er kann uns nicht mehr entrinnen."

„Glauben Sie, daß er an der Unglücklichen einen Mord be — begangen hat, Vetter?"

„Versteht sich; wäre die Grönländerin eines natürlichen Todes gestorben, so würde er sie wohl in anderer Weise beerdigen."

„Jesus, Jesus! — ein Mord — hu! und diese Schauderscene — ich werde das nie wieder verwinden!"

Olaf Dahlbom grub mittlerweile mit allem Eifer, und die Grube wurde tiefer und immer tiefer.

Es mochte wohl eine harte Arbeit sein, denn er stöhnte und schnaufte gewaltig dabei. Das Erdreich

war voll von Steinen und Mauerbrocken, und er mußte oft die Hacke in Anwendung bringen, um es aufzulockern. Ein paar Mal stieg er auch aus der Grube, um einige Augenblicke auszuruhen; dann setzte er mit erneuertem Eifer die Arbeit fort.

Sein Herr stand schweigend und regungslos daneben, kein Lebenszeichen gab er von sich, bis endlich Dahlbom erschöpft sein Werkzeug bei Seite legte und auf die Grube wies, als wolle er andeuten, daß sie nunmehr tief genug sein dürfte.

Nicander nickte mit dem Kopfe und zeigte auf den Korb.

Sie erfaßten nun je eine der zwei Handhaben desselben, trugen ihn nach der Grube und senkten ihn hinab.

Nicander sah einige Secunden lang wie in düstere Betrachtungen verloren auf den Korb nieder, stieß einen schweren Seufzer aus und gab dann dem Diener einen Wink, worauf dieser die Grube mit der aufgeworfenen Erde wieder zu füllen begann.

Als auch diese Arbeit gethan war, scharrte er eine große Menge dürres Laub zusammen und streute es auf den niedrigen Grabhügel.

Sie wechselten ernst und feierlich noch einige Worte in der fremden Sprache, dann warf Olaf Dahlbom Hacke und Spaten über die Schulter und sie schritten

rasch in das Gebüsch hinein und dicht an den beiden Spähern vorüber.

Als ihre Schritte in der Ferne verhallt waren, kroch der Major aus seinem Versteck empor.

Der Baron folgte zitternd und bebend seinem Beispiel und schmiegte sich dicht an ihn.

„Was wir hier gesehen haben, ist fürchterlich," sprach der Major schaudernd: „es hat mich bis ins Innerste erschüttert."

„Ich bin mehr todt als lebendig," klagte der Baron.

„Aber die Unthat soll nicht ungestraft bleiben," fuhr der Major fort, „so wahr Gott lebt, sie soll es nicht!"

„Hüten wir uns vor Uebereilung, Vetter," mahnte der Baron; „es ist gräßlich, mit Mordthaten zu thun zu haben, sei es auch nur als Ankläger. Man könnte uns nöthigen, bei der Ausgrabung der Leiche zugegen zu sein; wir müßten dann die Todte sehen — und — hu! — —"

„Aber sind Sie von Sinnen, Odenfeld? Blos um eine Leiche nicht sehen zu müssen, wollen Sie dieses Unmenschen schonen?"

„Nein, das nicht, aber . . ."

„Aber was?"

„Ach ich weiß nicht; vielleicht ist es nichts so gar Schlimmes, so eine Grönländerin zu — zu...“

„Unsinn, Mord ist Mord. Bedenken Sie nur, daß nächstens die Reihe auch an uns kommen könnte; einmal hat er schon nach uns geschossen, er könnte es zum zweiten Mal thun, und wir dürften dann nicht so gut davonkommen.“

„Ich würde dennoch die fürchterliche Geschichte vertuschen, Vetter.“

Der Major wurde sehr ungehalten und schwor, gleich morgen in aller Frühe der Gerichtsbehörde eine Anzeige von der verdächtigen Einscharrung zu machen.

Der Baron wollte nichts davon hören, und sie stritten sich auf dem Rückwege zum Schloß heftig darüber.

Als sie in den Schloßhof traten, sahen sie Fräulein Ernestine im Mondschein auf dem Balcon sitzen. Sie sang mit einer Stimme, die dem Gesäusel einer schadhaften Aeolsharfe glich:

„Bedeckt mit Moos und Schorfe
Ein Eichbaum, hoch und stark,
Steht bei Wöbblin, dem Dorfe,
In Mecklenburger Mark;
Darunter ist von Steine
Ein neues Grab gemacht,
D'raus steigt im Mondenscheine
Ein Gespenst um Mitternacht.“

„Herr Gott, muß denn heute Abend Alles Leichenduft athmen!" rief der Baron so laut, daß Fräulein Ernestine es hörte und sogleich ihren Gesang einstellte. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Vetter," fügte er hinzu. „Trinken wir mit einander noch ein Glas heißen Punsch, um uns die Schauergefühle aus den Gliedern zu treiben. Ich habe eine Flasche guten Rum; der Punsch wird schnell bereitet sein. Was sagen Sie dazu?"

Der Major nahm den Vorschlag an, und sie saßen noch lange in des Barons Zimmer beisammen und besprachen das entsetzliche Ereigniß dieses Abends.

Ende des ersten Bandes.